

Bibliotheksflirt

Jonas Fansa

Bibliotheksflirt

Bibliothek als öffentlicher Raum

2008

BOCK + HERCHEN Verlag
Bad Honnef

ISBN 978-3-88347-264-5

© 2008 by BOCK + HERCHEN Verlag, 53604 Bad Honnef

Alle Rechte vorbehalten

Coverfotografie: Diane Asséo Griliches

Umschlaggestaltung: Jonas Fansa

Satz und Layout: Jonas Fansa

Lektorat: Anja Weng

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort

9

1. Vorab – die Bibliothek als physischer Ort

11

2. Zwischenspiel – der Flirt mit der Bibliothek

23

3. Zum Gespräch über die Bibliothek

29

4. Abschließend – Ausblick

79

5. Appendix – Auszüge aus den Interviews

85

Literatur

193

Danksagungen

Der vorliegende Text entstand als Staatsexamensarbeit am Institut für Informations- und Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. An dieser Stelle sei Konrad Umlauf für die wunderbare Betreuung gedankt. Er hat das Entstehen dieses unkonventionellen Texts überhaupt erst möglich gemacht – und jede Phase der Arbeit an „Bibliotheksflirt“ aufmerksam begleitet.

Weiterhin danke ich Klaus Ulrich Werner, durch dessen wachen, kritischen und vorwärtsgewandten Blick auf Bibliotheksarbeit ich überhaupt erst zu diesem erstaunlichen Beruf gekommen bin. Er hat das Vorwort zu diesem Band geschrieben.

An dieser Stelle sei auch Diane Asséo Griliches gedankt, von der das Coverfoto für „Bibliotheksflirt“ kommt. Das Bild ist in der Widener Library entstanden und stammt aus dem Buch „Library – The Drama Within“, (Albuquerque, NM: University of New Mexico Press, 1996. Neuauflage: Piermont, NH: Bunker Hill Publishing, 2008).

Meiner Kollegin Anja Weng danke ich herzlich für die kritische Durchsicht der Texte während des Entstehens und zur Vorbereitung der Publikation.

Last but not least sei allen Interviewpartnern gedankt, ohne die dieses Projekt gar nicht denkbar gewesen wäre. Nicht zuletzt ihretwegen war die Arbeit an „Bibliotheksflirt“ ein geradezu *knisterndes* Erlebnis.

Vorwort

Wim Wenders lässt in seinem Film „Der Himmel über Berlin“ zwei Engel im Scharoun-Bau der Berliner Staatsbibliothek umherwandeln, durch deren Anwesenheit wir hören können, was die dort arbeitenden Bibliotheksutzer denken, lesen, schreiben. Daniel und Cassiel machen die architektonisch einzigartige Bibliothekslandschaft zu einer Philharmonie des Lesens und werden in diesem essayistischen Kino-Poem zu Schutzengeln der Bibliothek. In einer filmästhetisch faszinierenden Weise wird die Bibliothek als Raum in ihrer zentralen Funktion erfahrbar.

Jonas Fansa hört ebenfalls in die Nutzer hinein, erfragt in sehr persönlichen Gesprächen bei ganz unterschiedlichen Bibliotheksbesuchern, wie sie im Alltag Bibliothek als Raum erleben: worin das Motivierende und Inspirierende, worin aber auch das Kontraproduktive und das die Arbeit Störende besteht, das sie in unseren Bibliotheksräumen erleben. Verführt von der Coverfotografie und vom Buchtitel „Bibliotheksfliert“ wird man Aufklärung über erotisch motivierte Annäherungen der Nutzer im öffentlichen Raum Bibliothek erwarten. Dieses Vorwort will den Blick zwar nicht vom Sinnlichen weg lenken, aber darauf hinweisen, worum es hier (eigentlich) geht, nämlich um den Flirt mit dem (Bibliotheks-)Raum: Jonas Fansa untersucht in seiner Studie – prosaisch ausgedrückt – welche Anforderungen heutige Nutzer an die Arbeitsumgebung in Bibliotheken stellen. Der Autor bekommt in den Gesprächen hoch interessante Antworten und gelangt zu verblüffenden Schlussfolgerungen.

Die Bibliothek als Vision des wissenschaftlichen Arbeitens hat auf die Nutzer eine größere Anziehungskraft denn je, doch die erstaunliche Renaissance der Bibliothek im digitalen Zeitalter ist nicht der Lohn für Geleistetes in den Bibliotheken, sondern kann nur Antrieb für die neue Ausgestaltung des „Warenzeichens“ Bibliothek sein. Die Studie fordert einen deutlichen Gestaltungswillen

der bibliothekarischen Zunft für eine hochwertige, zeit- und bedarfsgemäße Arbeitsumgebung in der Bibliothek ein. Als Alleinstellungsmerkmal der Bibliothek umschreibt die Befragte des Interviews Nr. 4 das Gesuchte als „Bibliothekskonzentration“ – zu diesem Begriff findet Google keinen einzigen Treffer! Gemeint ist hiermit viel mehr als nur konzentriertes Arbeiten in einer „Psst-Bibliothek“. Dazu gehören bauliche und gestalterische Elemente, eine integrierte zeitgemäße IT-Infrastruktur, eine adäquate Ästhetik, eine durchdachte und schlüssige Gesamtkonzeption für den Lern- und Arbeitsort Bibliothek sowie die Förderung von sozialen Funktionen – was nicht automatisch zum Flirt führen muss. Vielerorts werden zahlreiche der herausgearbeiteten konstitutiven Aspekte für das „gemeinsame Arbeitszimmer Bibliothek“ deutlich sichtbar unterschätzt, wie beispielsweise die Bedeutung von Licht, die Notwendigkeit eines homogenen Kommunikationsdesigns oder die Vermeidung von Störungen und Ablenkungen der Nutzer durch bibliotheksspezifische Verwaltungsvorgänge. Nach der Lektüre sei den Berufskolleginnen und -kollegen ein Rundgang durch die eigene Bibliothek empfohlen: Der Schilderwald mit redundanten Informationen, gut gemeinten Hinweisen und pädagogisch inspirierten Verboten wird sich garantiert lichten lassen...

So wie sich die eingangs zitierten Szenen aus dem Film von Wim Wenders einprägen, so werden einige Aussagen der für diese Studie befragten Nutzer in Erinnerung bleiben. Die Neudefinition des Bibliotheksraums, die Jonas Fansa hier leistet, und sein Plädoyer für ein „bibliothekisches“ statt des traditionellen „bibliothekarischen“ Denkens können wichtige Impulse für ein grundlegend anderes Verhältnis des Bibliothekars zur Bibliothek als Ort geben – und für eine Wahrnehmung des Bibliotheksnutzers als „Bibliotheksgast“. Auf die Gestaltung optimaler Bibliotheksräume durch die Gastgeber kommt es an – und dazu macht der vorliegende Text zweifellos große Lust.

Berlin, im August 2008
Klaus Ulrich Werner

1. Vorab – die Bibliothek als physischer Ort

Bibliothekare sind es gewohnt, ihre Aufgabenkataloge regelmäßig zu überprüfen und gegebenenfalls den Forderungen der Zeit anzupassen. Medialen Brüchen und inhaltlichen Neuentwicklungen begegnen sie – mehr oder weniger zügig – mit einer Neudefinition von Aufgaben und der Anpassung von Serviceangebot und Workflow. Das Berufsbild des Bibliothekars hat sich daher – gerade im schnelllebigen digitalen Zeitalter – stark verändert. Zwar besteht das Klischee des autistischen Bücherwurms oder der drachenhaften Auskunftsbibliothekarin mit Dutt nach wie vor und hartnäckig¹; doch man hat gelernt, müde darüber zu lächeln. Der Bibliothekar entwickelt sich vom Ordner und Bewahrer zum weltzugewandten, kundenorientierten Informationsspezialisten, und Nachwuchsbibliothekare müssen heute ein ganz verändertes Set an Voraussetzungen und Motivationen mitbringen, um dem neuen und sich stetig entwickelnden Tätigkeitsprofil gerecht zu werden. Doch nicht nur die Akteure verändern sich, auch die Orte – und mit ihnen die Räume – sind in Bewegung geraten. Der Erfolg von Bibliotheksneubauten der letzten Jahre lässt keinen Zweifel daran, dass – zum einen – diese Institution als physisches Phänomen benötigt wird, der Ort also keineswegs bedroht ist und – zum anderen – der Bibliotheksraum neu gedacht werden muss (was in einigen Fällen auch mit gutem Erfolg geschehen ist). In diesen Erkenntnissen stecken sowohl Chancen für, als auch Forderungen an den Berufsstand.

Die klassischen Aufgaben der Bibliothek kreisten um den Bestand. Sammeln, Bewahren, Ordnen, Bereitstellen, Vermitteln von gedrucktem, audiovisuellem und heute auch digitalem Material stecken zwar nach wie vor in einem weiten Sinne das reine Leistungsspektrum der modernen Bibliothek ab. Der Angst vor

¹ Engelkenmeier

einer Marginalisierung solcher Aufgabenfelder infolge digitaler Informationsversorgung, der 2001 die Artikelüberschrift „The Deserted Library“² Ausdruck verlieh, folgte jedoch eine bis heute andauernde Diskussion über die Bibliothek als Ort. In dieser Akzentverschiebung – von Gesprächen über die Aufgaben hin zum Gespräch über ein komplexeres physisches und virtuelles Ensemble – erkennen wir zweierlei: einerseits das wieder erstarkende Selbstbewusstsein einer kurzfristig zutiefst verunsicherten Institution, andererseits ein neuartiges, ganzheitliches, ja im Wesentlichen *menschlicheres* Selbstbild dieser Institution. Man hat gewissermaßen – als Konsequenz einer Furcht vor der „Wegrationalisierung“ – mindestens die Hälfte der Bibliothek wiederentdeckt. Sam Demas bezeichnet die in den 1990er Jahren, in den „euphoric early days of the information revolution“³, angenommene Bedrohung der Bibliothek als Mythos, denn dem Untergangsszenario liege der Irrtum zugrunde, es handele sich bloß um eine Institution des Sammelns, Bewahrens und Bereitstellens von Printmaterialien. In seinem Aufsatz „From the Ashes of Alexandria“ heißt es denn auch:

These myths were a function of the hype around truly remarkable emerging information technologies. They reflected an assumption that the inevitable decrease in the dominance of print in library collections would be accompanied by a diminution in the importance of the place and of the profession historically associated with the storage of print.⁴

Zwar ist es inzwischen keineswegs so, dass die Entwicklung informationstechnologischer Kulturtechniken an Dynamik oder Unberechenbarkeit verloren hätte. Und trotzdem können wir die grundsätzliche Zukunft von Bibliotheken heute vermutlich gespannter denn je sehen. Warum? Es hat sich gezeigt, dass die *historisch mit dem Bewahren von Printmedien verknüpfte Profession* gar

² Carlson

³ Demas, S. 27

⁴ Ebd.

nicht ausschließlich auf das angewiesen ist, was wir Bestand nennen. Dabei soll hier natürlich nicht die Bedeutung des Medienbestands und Ressourcenzugriffs für Spezial- und Universallibliotheken infrage gestellt werden, es handelt sich freilich um das Kerngeschäft dieser Einrichtungen. Aber es soll der Blick auf einen Aspekt von Bibliotheksarbeit gerichtet werden, der offenkundig mindestens ebenso zentral ist für die Relevanz von Bibliotheken. Denn:

[...] public libraries and well-designed and well-maintained academic libraries [are] as busy as ever, onsite and online[.]⁵

Also auch „onsite“ – und das, obwohl ein erheblicher Teil der für wissenschaftliches Arbeiten erforderlichen Ressourcen zunehmend online verfügbar ist, Universitäten über Fernzugriff ihren Mitgliedern auch teure Datenbanken und E-Publikationen zur Verfügung stellen und obwohl die Möglichkeiten zum inhouse-Digitalisieren von Dokumenten für wissenschaftliches Arbeiten immer komfortabler werden. Wer es darauf anlegt, braucht die Bibliotheksräume heute weniger denn je zur Literaturversorgung. Scott Carlson zitiert 2001 in „The Deserted Library“ einen library assistant mit den Worten: „What you have now is the virtual library, [...] Students just don't come in as much.“⁶ Aber Carlsons menschenleere Bibliothek ist nicht Wirklichkeit geworden. Jedenfalls nicht automatisch und nicht grundsätzlich. Vielmehr konnten kurze Zeit später, schon 2004, Harold Shill und Shawn Tonner für 90 Neubau- oder Umbau-Projekte von Bibliotheken in den Vereinigten Staaten eine Nutzungssteigerung von 37,4 % im Median feststellen. Die stärkste berichtete Nutzungssteigerung lag bei 1012 %⁷. Daraus wäre zu schließen, dass den Bibliotheksgebäuden – also der physischen Präsenz der Institution – durchaus eine nicht unerhebliche Bedeutung zukommt. Warum das so ist, lässt sich freilich nicht mit einem Satz beant-

⁵ Demas, S. 27

⁶ Carlson

⁷ Shill/Tonner 2004, S. 127

worten. Bibliotheksnutzung ist multifaktoriell – sowohl in ihrer Motivation, als auch in ihrer Praxis. Geoffrey Freeman formuliert das in seinem Aufsatz „The Library as Place“ so:

[...] why does the library, as a physical place, play such an important role [...]? The answer is straightforward: The library is the only centralized location where new and emerging information technologies can be combined with traditional knowledge resources in a user-focused, service-rich environment that supports today's social and educational patterns of learning, teaching, and research. Whereas the Internet has tended to isolate people, the library, as a physical place, has done just the opposite. Within the institution, as a reinvigorated, dynamic learning resource, the library can once again become the centerpiece for establishing the intellectual community and scholarly enterprise.⁸

In der Tat spielt die echte⁹ Integration von IT-Infrastrukturen eine entscheidende Rolle, wobei es nicht nur um die bloße Präsenz von PCs an Mitarbeiterplätzen und in Publikumsbereichen gehen kann; und selbstverständlich auch nicht lediglich um ein zeitgemäßes Angebot von Abspielumgebungen und Ressourcen. IT hat eine inzwischen viel fundamentalere Bedeutung für den Bibliotheksraum, und nicht etwa eine bloße Werkzeugfunktion. So lässt uns Andrew McDonald in der jüngst in den IFLA-Guidelines erschienenen Neuauflage seiner „Top Ten Qualities of Good Library Space“ wissen: „While older buildings may have accommodated technology, today's new libraries are formed by

⁸ Freeman, S. 3

⁹ „echte“ Integration: In den ersten Tagen des Internets und der Online Public Access Catalogues mussten Bibliotheken oft improvisieren und Personal Computer in ihren Räumen überall dort aufstellen, wo Nischen waren und Anschlussmöglichkeiten bestanden. Unter „echter“ Integration von IT soll hier verstanden werden, dass diese technologischen Infrastrukturen in der Raum- und Serviceplanung ihren festen Platz haben, in die Nutzung der Institution und ihrer Angebote sicher eingebunden sind und nicht als Fremdkörper über bereits existierende Strukturen gestülpt worden sind.

it“¹⁰. Für den *Raum* Bibliothek muss der Integrationsgedanke also weiter gehen. Geoffrey Freeman schreibt 2005:

Contrary to the predictions of diminishing use and eventual obsolescence of libraries, usage has expanded dramatically – sometimes doubling or even tripling. These increases are particularly common at libraries and institutions that have worked with their architects and planners to anticipate the full impact of the integration of new information technologies throughout their facilities.¹¹

So war also die „information revolution“ keineswegs eine Bedrohung; ironischerweise hat sie sogar einen gegenteiligen Effekt gehabt: Die neue Informationstechnologie – organisch in den Bibliotheksraum integriert, also nicht nur als Arbeitsinstrument, sondern auch als integrativer¹² Bestandteil des Raums gedacht – hat die Bibliothek nicht nur vor dem befürchteten Untergang bewahrt, sie hat der Institution sogar eine Art Renaissance verschafft:

Rather than threatening the traditional concept of the library, the integration of new information technology has actually become the catalyst that transforms the library into a more vital and critical intellectual center of life at colleges and universities today.¹³

In der bereits erwähnten Studie von Harold Shill und Shawn Tonner zeigt sich schließlich auch, dass die Faktoren „number of data ports“, „percentage of seats with wired network access“¹⁴,

¹⁰ McDonald, S. 26

¹¹ Freeman, S. 2

¹² Integrativ – d. h. auch im Sinne eines Katalysators!

¹³ Freeman, S. 2

¹⁴ Im Zeitraum der Studie konnten Shill und Tonner zwar keinen signifikanten Einfluss von wireless-Technologie auf die Nutzung feststellen, aber hier sei darauf hingewiesen, dass die Daten in den Jahren 1995 bis 2002 gesammelt worden sind. Damals war WLAN-Technologie in Notebooks eher die Ausnahme. Heute ist sie erschwinglich und gehört zur Standardausstattung selbst der einfachsten Maschinen, sodass heute andere Ergebnisse zu erwarten wären.

„number and quality of public access computers“, „quality of telecommunication infrastructure“ und „quality of work spaces“ einen signifikant positiven Einfluss auf die Nutzungssteigerung in renovierten oder neu gebauten Bibliotheken hatten.¹⁵ Insgesamt finden die Autoren in ihrer Studie bestätigt, dass den Verbesserungen der Bibliotheksräume in den allermeisten Fällen nachhaltige Nutzungssteigerungen gefolgt sind:“

[...] the great majority of new and improved libraries have experienced sustained increases in usage of the physical facility following project completion. In addition, some libraries have experienced profound increases in usage, with 25.6 percent of survey participants reporting postproject usage gains exceeding 100 percent. In short, a high-quality building does make a difference, and students continue to use an improved facility even after the novelty of a new library has worn off.¹⁶

Diese Feststellung würde die These stützen, dass es zum einen keineswegs um eine bloße Ästhetik des Neuen geht – die würde sich durch Gebäudenutzung mittelfristig verbrauchen –, sondern dass der grundsätzliche Schritt der Integration von zeitgemäßer und bibliotheksspezifischer Arbeitsinfrastruktur geleistet werden muss, um weiterhin eine attraktive Institution zu sein. Die Autoren kommen denn auch zu der Überzeugung, dass eine „well-equipped library, even with remote access to many electronic databases and the Internet available“ Nutzer anzieht, weil sie auf eine einzigartige Weise darauf spezialisiert ist, Raum für Forschung und Lehre zu bieten, gleichzeitig Information auf beiden Kanälen (online wie offline) liefert und auch das Potenzial hat, den sicheren Umgang mit Information zu lehren¹⁷ – der „information expert“, also der Bibliothekar, als Lehrer, oder zumindest als Navigator. Dieser Faktor – die Vermittlung von Informationskompetenz – ist freilich auch ein wesentlicher Teil der Neudefini-

¹⁵ Shill/Tonner 2004, S. 148

¹⁶ Ebd., S. 149

¹⁷ Ebd.

tion des bibliothekarischen Aufgabenspektrums.¹⁸ Zurück aber zum Ort: Freeman sieht in seinem Statement (s.o.) die Bibliothek als einzig zentralisierten Standort auf einem Campus, an dem Neues mit Altem verknüpft werden kann, an dem auf die Nutzer zugeschnittene Dienstleistungsangebote zur Verfügung stehen und an dem gelernt, gelehrt und geforscht werden kann. Hellen Niegaard nennt das in den aktuellen „IFLA Library Building Guidelines“ den „pivotal point“ des Campus oder auch „house of town“¹⁹. Diese Funktion wird freilich durch die echte Integration von adäquater, zeitgemäßer Arbeitsinfrastruktur erst möglich. Gleichzeitig merkt Freeman an, dass das Internet (und damit sämtliche digitale Ressourcen in der Bibliothek) die Menschen eher isoliert, was durch den physischen Ort Bibliothek aber kompensierbar ist. Auch Olaf Eigenbrodt schreibt in seinem Aufsatz „Living Rooms und Meeting Places“, dass aus der Vorstellung vom nur noch im Cyberspace lebenden vollvernetzten Menschen schlicht nichts geworden ist:

Neuerdings nimmt man eher an, dass bei Menschen mit der Abhängigkeit von digitaler Kommunikation gleichzeitig das Bedürfnis nach physischer Präsenz anderer Menschen wächst. [...] Öffentliche Orte, die Kommunikation ermöglichen und gleichzeitig eine private Atmosphäre inszenieren, werden also nicht gemieden, sondern im Gegenteil gesucht.²⁰

Damit wäre neben der architektonischen Antizipation des „full impact“²¹ von Informationstechnologie ein weiterer wesentlicher Faktor des Paradigmenwechsels ausgemacht. Die Bibliothek als

¹⁸ Die Neuerfindung des Bibliothekars im intra- und interinstitutionellen Kontext ist nicht Gegenstand dieser Arbeit, aber die Implikationen von verändertem Service- und Raumverständnis setzen u. a. voraus, dass der Bibliothekar seine Arbeits- und Lebenszeit nicht mehr wesentlich auf Formal- und Sacherschließung verwendet.

¹⁹ Niegaard, S. 32

²⁰ Eigenbrodt 2006, S. 51

²¹ Freeman, S. 2

„pivotal point“²², als „meeting place“²³ oder „living room“²⁴, wo, wie Eigenbrodt uns wissen lässt, „Öffentliche[r] Ort[]“ und „private Atmosphäre“ zusammengehen – eine ja sehr ungewöhnliche Kombination, von der später noch im Detail zu sprechen sein wird. Und eine weitere Bibliothekarin – Patience Simmonds – erklärt die Bibliothek zu einem Ort des Trosts („solace“), an dem neben anderen Aspekten von Ressourcen-, Ausstattungs- und Servicequalität auch die sogenannten „tangibles“ den physischen Eindruck und die Atmosphäre, letztlich also ein ganz spezifisches Flair der Bibliothek, mit formen.²⁵

Nun verwundert es in diesem Zusammenhang, dass Harold Shill und Shawn Tonner in „Does the Building Still Matter?“ erklären, dass „nonlibrary units“ – damit sind „conference rooms“, „computer labs“, „seminar rooms“, „cybercafes“, „snack bars“, „art galleries“, „auditoriums“ und andere nicht bibliotheksspezifische Einrichtungen gemeint, die ja eher eine gesellschaftliche Funktion haben – keinen signifikanten Anstieg der Nutzung bringen sollen, jedenfalls nicht unmittelbar. Aber passt das mit der Bibliothek als fast schon geselligem Ort zusammen? Und wie sonst sollten wir „pivotal point“, „meeting place“ oder „living room“ auffassen? Shill und Tonner sind so vorsichtig, aus ihren Erkenntnissen keine grundsätzliche Ablehnung der „nonlibrary facilities“ abzuleiten. Sie erklären dafür in ihren Schlussfolgerungen, dass sich aus der Sachlage zweckmäßiger Weise eine Prioritätenliste ergibt: Demnach ist eine hochwertige Infrastruktur im Sinne klassischer und moderner Bibliotheksaufgaben²⁶

²² Niegaard, S. 32

²³ Ebd., S. 38

²⁴ Eigenbrodt 2006, S. 49

²⁵ Simmonds

²⁶ Das beinhaltet natürlich auch echte IT-Integration, wie wir den identifizierten Faktoren der Studie entnehmen können: „number of data ports“, „percentage of seats with wired network access“, „number and quality of public access computers“, „quality of telecommunication infrastructure“ und „quality of work spaces“.

vordringlich; „nonlibrary facilities“ werden von den Autoren nicht abgelehnt, sollten aber in Zeiten von „budget limitations“ auf der Prioritätenliste weiter hinten auftauchen.²⁷ Shill und Tonner weigern sich sogar ausdrücklich, die Datenlage als Argumentation gegen derartige „nonlibrary facilities“ zu nutzen.

In seinem jüngst erschienenen Aufsatz „Academic Libraries: ‚Social‘ or ‚Communal?‘“ greift Jeffrey Gayton die Ergebnisse von Shill und Tonner auf; Gayton zeigt unter anderem anhand der Erkenntnisse aus „Creating a Better Place“ und „Does the Building Still Matter?“, dass dem Gespräch zur Neuorganisation des Bibliotheksraums bislang eine feinsinnige, aber wesentliche Differenzierung gefehlt hat: Nämlich die Unterscheidung zwischen „social“ und „communal“. Mit „social spaces“ meint Gayton diejenigen Räume, die nicht direkt der klassischen Arbeitssituation in der Bibliothek gerecht werden, etwa „cafés“ und „group study rooms“. Mit „communal“ umschreibt der Autor die Atmosphäre des gemeinschaftlichen Alleinseins in der typischen (und klassischen) Arbeitssituation des Bibliotheksnutzers. Die Trennlinie zwischen „social“ und „communal“ könnte man also durchaus dort ansetzen, wo Shill und Tonner zwischen den „nonlibrary facilities“ einerseits und der zeitgemäßen und bibliotheksspezifischen Arbeitsinfrastruktur andererseits unterscheiden. Insofern erscheint die neue Differenzierung nur plausibel, da sie – Shill und Tonner folgend – zwei grundsätzlich unterschiedliche Raum- und Funktionsbereiche in der Diskussion klarer erscheinen lässt. Gayton sieht dabei eine Gefahr in der übertriebenen Schwerpunktsetzung bei sozialen Räumen in Bibliotheken, wodurch der „communal spirit“ der Bibliothek verloren zu gehen drohe:

The trick for academic libraries is to create inviting communal spaces for study and research without falling into the trap of making the library a social gathering place.²⁸

²⁷ Shill/Tonner 2004, S. 149

²⁸ Gayton, S. 62

Der Autor betont dabei, dass die Bibliothek in ihrer klassischen Funktion als gemeinschaftlicher Arbeitsraum nach wie vor gebraucht und von Nutzern geschätzt wird. Er geht auch davon aus, dass es möglich ist, soziale Funktionsbereiche in Bibliotheken zu installieren, ohne die typische Arbeitsatmosphäre zu gefährden. Aber: „This can be challenging“. Die Zonierung („Separation between communal and social parts of the library“) hält er immerhin für gefährlich, indem er fürchtet, dass die klassischen Bibliotheksräume gegenüber den neuen Funktionen zweitklassig behandelt werden könnten. Diese Befürchtung muss jedem Bibliothekar mit Herz und Verstand mindestens als leichte Überzeichnung vorkommen, man mag sie aber als Aufruf lesen, nicht die wesentlichen Qualitäten der Bibliothek aus den Augen zu verlieren. Offenbar fürchtet Gayton eine hastige Umwidmung klassischer Bibliotheksräume zu „meeting places“; ein britischer Kollege formuliert das so: „In the rush to see the library as a meeting place, the implications for library design and service may, however, be overlooked.“²⁹

Gayton ist mit seiner kritischen Anmerkung zu den „social spaces“ durchaus kein reaktionärer Verteidiger eines altmodischen Bibliotheksverständnisses. Auch er nimmt die sinkende Bedeutung der lokalen Bestände in Universalbibliotheken ernst und fordert eine Erneuerung der Räume:

Despite the increasing use of library resources off-site, people do still use academic libraries, and in increasing numbers over the last ten years. Because they are not making as much use of print collections or reference services, they must be finding something else of value in the library. This analysis suggests that what users of academic libraries find most useful and appealing are communal spaces that encourage serious study. Ever-growing collections have put such spaces under tremendous pressure in many academic libraries. One

²⁹ Dewe, S. 116

of the most important goals of academic library design must be to restore and rejuvenate communal library spaces.³⁰

Dass Bibliotheken trotz der Ergebnisse der Shill/Tonner-Studie und trotz Gaytons „Abneigung“ gegen den „social gathering place“ auch als Treffpunkte eine Bedeutung haben, ist eigentlich überhaupt nicht widersprüchlich. Zwar ist die Differenzierung zwischen „social“ und „communal“ ein gutes Hilfsmittel, um verschiedene Bereiche in Bibliotheksräumen zu qualifizieren, aber Gaytons Aufregung um die Zurückdrängung des „communal spirit“ ist vornehmlich ein Problem der Raumdedikationen, und dessen sind sich bauende Bibliothekare heute durchaus bewusst. Der scheinbare Widerspruch lässt sich allerdings leicht auflösen: Wie wir an Carlsons Beitrag „The Deserted Library“ von 2001 gut beobachten können, hat die Mode der „nonlibrary facilities“ viel mit der Verunsicherung der Bibliothek als Institution zu tun. Dass die Versuche, Bibliotheken in den von Demas so genannten „euphoric early days of the information revolution“ mit zusätzlichen, nicht bibliotheksspezifischen Einrichtungen anzureichern, keinen nachhaltigen Erfolg haben konnten, verwundert dabei kaum. Für dieses Scheitern ist die naive Vorstellung verantwortlich, dass Cafés, Ausstellungs- oder Veranstaltungsbereiche eine Institution durch das Hinzufügen einer sozialen Dimension attraktiver machen würden, obschon sie unter ganz anderen strukturellen Mängeln leidet. Mit anderen Worten: Gayton trifft den Nagel auf den Kopf, wenn von einem „trick“ (i. S. eines Kunstgriffs) die Rede ist. Das strukturelle Problem, das es zu lösen galt (und vielerorts noch: gilt) war die mangelhafte Integration von IT-Strukturen und elektronischen Ressourcen in die Institution Bibliothek – virtuell ebenso wie physisch. Für die sozialen oder auch gemeinschaftlichen („communal“) Komponenten der Bibliothek gilt mithin dasselbe wie für IT-Strukturen: Auch sie können nicht als „nonlibrary units“ einfach so an etwas Bestehendes angefügt werden – sie müssen feinsin-

³⁰ Gayton, S. 64

nig in das Ensemble integriert werden – und so Teil eines schlüssigen Ganzen werden. Doch im Eifer des Legitimations- und Attraktionszwangs hat man eines übersehen: Die Bibliothek hat bereits eine eigene soziale Dimension, nämlich das von Gayton als „communal spirit“ bezeichnete – übrigens sehr komplexe und vielgestaltige – Phänomen. Und eben diese soziale Dimension ist nach dem Ankommen moderner Informationstechnologie in der Institution noch wichtiger geworden – wir denken an Eigenbrodts Diktum vom Balancebedürfnis zwischen dem Aufenthalt im virtuellen Raum und der physischen Anwesenheit anderer Menschen. Die Aufgabe der Bibliothek ist es demnach, ihren eigenen „communal spirit“ verstehen zu lernen, ihn umsichtig zu kultivieren und so eine ihrer zentralen Qualitäten zu stärken – und sich mit ihr zu behaupten.

2. Zwischenspiel – der Flirt mit der Bibliothek

In recent years, we have reawakened to the fact that libraries are fundamentally about people (Demas, S. 25)

Eigenbrodt führt in seinem Aufsatz „Living Rooms und Meeting Places“ den Begriff „Funktionalistische Sackgasse“³¹ ein. Der Autor kritisiert das Faulkner-Brownsche Dogma der „vollflexiblen Bauweise“ und sieht in ihm das Grundübel der funktionalistischen Bibliotheksplanung, die modulare und wenig unterscheidbare Räume hervorbringt; Räume, die unter „ästhetischer und kommunikativer Verarmung“³² leiden und keine Identifikationselemente bieten. Eigenbrodt konstatiert: „Bibliothekare [haben sich] zum Teil bis heute in der Gestaltung ihrer Räume eher auf funktionale als auf soziale Aspekte konzentriert.“³³ Vielleicht sollte dieses Diktum differenziert werden, indem wir feststellen, dass auch die soziale oder gemeinschaftliche („communal“) Komponente ein echter funktionaler Aspekt ist. Bislang ist nur der grundsätzliche Fehler gemacht worden, gut quantifizierbare Elemente von Bibliotheksraum und Bibliotheksdienstleistung für eine Art eigentliche „Funktion“ zu halten und in allem anderen eher Nebeneffekte zu sehen. Dass solche nicht-klassischen Funktionen dabei praktisch unberechenbar sein können, formuliert Eigenbrodt auch, denn für ihn ist die Nutzung durch den Besucher der Bibliothek – aus einer völlig unbibliothekarischen Sicht – ebenso Gegenstand eines Flexibilitätsbedarfs wie übrige Aufgabenfelder:

Bibliotheken sind [...] keine monofunktionalen Räume, die ausschließlich der Rezeption von publizierten Informationen dienen, sondern sie sind in ein dynamisches Netzwerk unter-

³¹ Eigenbrodt 2006, S. 50

³² Ebd., S. 56

³³ Ebd., S. 57

schiedlicher Nutzungen eingebunden, das wesentlich von den Benutzern bestimmt wird.³⁴

Demnach hat die Institution es nicht nur zu tun mit sich im Laufe der Zeit ändernden Rahmenbedingungen der Informationsversorgung – seien sie nun organisatorischer, technischer und technologischer oder mittelbar räumlicher Natur –, sondern auch mit den permanent vorhandenen und dabei sehr unterschiedlichen sozialen Bedürfnissen ihrer Nutzer. Auch das: Teil der Funktion! Denn ganz bestimmte Leistungen, die dabei nicht primär mit Informationsversorgung zu tun haben, spielen – so hier die These – für eine große Zahl von Menschen eine erhebliche motivierende Rolle für den Bibliotheksbesuch; und kommen so den „klassischen“ Funktionen wiederum zugute. Man könnte sagen: Die Menschen kommen schlichtweg nicht nur wegen des Bestands und der verfügbaren Ressourcen. Sie kommen auch in die Bibliothek, weil sie dort etwas vorfinden, was es sonst nirgendwo gibt, was gewissermaßen ein Alleinstellungsmerkmal der Institution ist. Und was in einem eigenwilligen Wechselspiel auch den „klassischen“ Bibliotheksfunktionen nützt. Mit diesem Alleinstellungsmerkmal des „communal spirit“ und einer Auffächerung dieses Begriffs werden wir uns in Abschnitt 3 beschäftigen. Zunächst jedoch noch eine vorbereitende Überlegung vorab –

Es gibt eine vielfältige Literatur zu Bau und Einrichtung von Bibliotheken, die sich bis vor wenigen Jahren der sozialen Dimension des Raums kaum bis gar nicht angenommen hat. Zwischen den Faulkner-Brownschen „Ten Commandments“³⁵ und der neusten Bearbeitung der Kriterien für guten Bibliotheksraum bei Andrew McDonald³⁶ liegen dabei schon Welten. Wir erleben jüngst, dass der Bibliotheksraum wieder interessant wird, ja sogar auf eine fast kuriose Weise – und das sowohl für die Nutzer, als auch in der Folge für die Gestalter solcher Orte. Auf

³⁴ Eigenbrodt 2005, S. 20

³⁵ Faulkner-Brown, S. 259

³⁶ McDonald, S. 13-29

der einen Seite lassen sich Nutzungssteigerungen in erneuerten Bibliotheken feststellen, auf der anderen Seite gibt es eine gewisse Ratlosigkeit, wie diese Nutzungssteigerungen *en détail* zustande kommen; die Studie von Harold Shill und Shawn Tonner mit dem daraus hervorgegangenen Paar von Artikeln erzählt ja von dieser Ratlosigkeit. Sie formulieren relativ unverblümt, dass wir eigentlich noch kaum eine Ahnung haben, was die Menschen – von den Ressourcen einmal abgesehen – in Bibliotheken zieht und was andererseits keinen Einfluss auf die Attraktivität der Einrichtungen hat. Letztlich alles nur „anecdotal evidence“³⁷? Immerhin konnten die Autoren ja den Irrtum ausräumen, dass Bibliotheken durch das Anfügen fremder Funktionen irgendeine signifikante Nutzungssteigerung erwarten können. Und immerhin konnten sie auch Hinweise darauf finden, dass es bei den Neubau- oder Erneuerungsprojekten gar nicht primär um die Ästhetik des Neuen geht, sondern dass vielmehr eine zeitgemäße Arbeitsinfrastruktur zur Beliebtheit der Räume beiträgt, wir haben das in Abschnitt 1 bereits betrachtet.³⁸ Aber den „communal spirit“, für den auch Gayton letztlich nur „anecdotal evidence“ vorzuweisen hat, erklären sie freilich nicht. Er ist auch nicht zu erklären; er ist allenfalls in Form von Erfahrungen zu umschreiben, also in gesammelter „anecdotal evidence“, wenn man so will. Und damit gilt für diesen „spirit“, was für andere sich non-verbal vermittelnde Erfahrungen auch gilt: *er liegt in der Luft*, er ist Teil der Bibliothek, er wird geformt vom Ort und ebenso von den anwesenden Menschen und ist damit eine Art *Flirt* mit dem Raum.

Dieser *Flirt* wird umso mehr integraler Bestandteil der modernen Bibliothek, wenn dieser Ort sich als gestaltete Umwelt entdeckt. Eben das muss die Bibliothek schon leisten aufgrund der sich verändernden Lernkultur seit der Bologna-Erklärung. Bibliotheken gerade in universitären Kontexten werden zu Lern-

³⁷ Shill/Tonner 2003, S. 433

³⁸ Shill/Tonner 2004, S. 149

orten mehr denn je – Gruppenarbeit einerseits und intensiver Lern-, ja *Pauk*zwang durch die Neuformatierung der Studiengänge andererseits brauchen Orte, die Recherchieren und Suchen, Lesen und Schreiben, Lernen und Alltag, Gemeinschaft und Alleinsein nebeneinander ermöglichen und auch selbstverständlich machen. Die Bibliothek ist mehr denn je „Living Room“ und „Meeting Place“. Das heißt auch, dass sich die Forderungen an gestaltende Bibliothekare massiv verändern; sie müssen demnach aufhören, nur „bibliothekarisch“ zu denken und zu planen – und beginnen, *bibliothekisch* zu denken und zu planen. Im Mittelpunkt wird daher mehr denn je die Bibliothek als *Ort ihrer Besucher* – besser noch: *ihrer Gäste* – stehen, und viel weniger: der Berufsstand mit seinem Spezialwissen. Das soll nicht bedeuten, dass dieses Spezialwissen und „bibliothekarische“ Kompetenz überflüssig werden, aber mit dem Gestalten eines Orts für Menschen gehen Aufträge einher, die von diesem Spezialwissen kaum je werden direkt profitieren können.³⁹ Anders gesagt: Der Bibliothekar lernt flirten – also die Emphatie für das kennen, was die Gäste seiner Einrichtung bewegt. Das tönt fast schon spektakulärer als es tatsächlich ist. Es bedeutet nur: auch den Teil der Funktion anzuerkennen, der sich durch klassische Aufgabenkataloge nicht wirklich abbilden lässt. Der gestaltende Bibliothekar muss ein Gefühl für den *Flirt* der anderen mit dem Ort und untereinander entwickeln. Und dabei spielen die Elemente „Raum“ und „Mensch“ gleichberechtigte Rollen. Das ist natürlich auch eine Forderung an den Berufsstand, sich bewusst für die Gestaltung einzusetzen und dabei ein Aufgabenfeld zu entdecken und für die Institution zu entwickeln⁴⁰, das in der bibliothekarischen Ausbildung bislang noch kaum eine Rolle gespielt hat. Eine Pro-

³⁹ Natürlich muss Bibliotheksgestaltung die Ressourcen intelligent verfügbar machen sowie Informationsvermittlung und Bestandslogistik formen, aber eben: *nicht nur*.

⁴⁰ Eigenbrodt formuliert das so: „Das heißt für Bibliothekare, die gesellschaftliche Rolle aktiv anzunehmen und die Bibliothek als öffentlichen Ort weiterzuentwickeln.“ Eigenbrodt 2006, S. 61

fessionalisierung der Bibliothek im Gestalten ihrer Innenräume muss und sollte dabei nicht nur bei den Informationsspezialisten allein stattfinden, sie kann auch intensive Kooperation mit Gestaltern beinhalten oder sogar darauf hinauslaufen, dass Bibliotheken professionelle Gestalter in ihre Teams einbinden. Letzteres entbindet Bibliothekare aber nicht davon, die sinnlichen und sozialen Tatbestände in ihren Räumen mit genauem Blick betrachten zu lernen, und das heißt: seinen Nutzern zuzuhören.

3. Zum Gespräch über die Bibliothek

Wie wir sehen konnten, haben Bibliotheken von der informationstechnologischen Revolution profitiert und werden in den nächsten Jahren durch die Konsequenzen der Studienreform zunehmend als zentrale Lern- und Arbeitsumgebungen gefordert sein. Gerade Raumkonzepte, die den neuen technischen Erfordernissen gerecht werden und darüber hinaus hochwertige Infrastruktur (i. e. S. Ausstattung) bieten, erfahren eine echte Renaissance der Nutzung. Einige der bereits erwähnten Autoren spekulieren über den spezifischen Geist (also „spirit“) und die spezifische Atmosphäre der Bibliothek. Sammeln wir hier noch einmal; Shill und Tonner schreiben 2003:

There is anecdotal evidence that investments in new, enlarged, or renovated library facilities are associated with significant increases in student usage, even with abundant Internet and electronic database resources accessible from nonlibrary locations.⁴¹

Freeman schreibt 2005:

Contrary to the predictions of diminishing use and eventual obsolescence of libraries, usage has expanded dramatically—sometimes doubling or even tripling.⁴²

und Bennett 2005:

In interview after interview done as part of a national survey, library directors and chief academic officers pointed to significantly increased student use of their libraries as one of the clearest and most gratifying marks of the success of their projects.⁴³

⁴¹ Shill/Tonner 2003, S. 433

⁴² Freeman, S. 2

⁴³ Bennett, S. 12

Demas, ebenfalls 2005:

Libraries are among the most heavily used buildings on campus at many colleges. If this is so, then why are librarians on the defensive? Why do they sometimes fall into the trap of seeming to do anything they can to get people in the door?⁴⁴

Niegaard in den IFLA Library Building Guidelines 2007:

And they keep on coming. Even though lending figures are declining, the library is being used – only in a different way.⁴⁵

und schließlich Gayton 2008:

[people] must be finding something else of value in the library. This analysis suggests that what users of academic libraries find most useful and appealing are communal spaces that encourage serious study.⁴⁶

Worin also besteht die *Magie* der Bibliothek, die Menschen anzieht, obwohl es heute bequemer denn je wäre, am heimischen Schreibtisch oder im Büro zu arbeiten? Welche Rolle spielt die Bibliothek als Arbeits- und Aufenthaltsort? D. h.: Warum ist die Bibliothek als Raum eben doch nicht überflüssig geworden? Warum kam und kommt es nicht zur „Deserted Library“? Es muss in Bibliotheken sprichwörtlich – wir hatten das schon vermutet – *etwas in der Luft liegen*, das von Lesenden, Lernenden und Forschenden geschätzt wird. Was suchen diese Menschen in Bibliotheken?

Um den Motiven von Bibliotheksnutzern auf die Spur zu kommen, hat der Verfasser im März 2008 mit vierzehn Personen Gespräche über ihre Erfahrungen mit Bibliotheken geführt. Bei den Gesprächspartnern handelte es sich zum einen um zehn regelmäßige Bibliotheksnutzer verschiedenen Alters und aus verschiedenen Tätigkeitsfeldern – hauptsächlich Nutzer wissen-

⁴⁴ Demas, S. 27

⁴⁵ Niegaard, S. 37

⁴⁶ Gayton, S. 64

schaftlicher Bibliotheken (Interviews 1-10). Weitere drei Gespräche wurden mit Gestaltern geführt; dabei standen eine Innenarchitektin und eine Produktdesignerin, die gemeinsam Shop- und Ausstellungsbereiche gestalten, dem Verfasser Rede und Antwort (Interview 11). Mit diesem Gestalterinnenduo wurden im Vorfeld neue und alte Bibliotheksbauten in Berlin besichtigt. Die beiden letzten Gespräche wurden mit bauenden Bibliothekaren geführt, die wissenschaftliche Bibliotheken maßgeblich mitgestaltet haben und noch immer gestalten (Interviews 12 und 13).

Die Gespräche wurden digital mitgeschnitten, und ein Großteil der O-Töne wurde transkribiert. Die Transkripte finden sich im Appendix der vorliegenden Arbeit und können auf diese Weise auch über die hier verwendeten Gesprächsfragmente hinaus anregende Lektüre sein.

Es kann bei der Annäherung über die hier dokumentierten O-Töne nicht um einen Beitrag im Sinne empirischer Forschung gehen. Dafür reicht zum einen die Datenbasis bei weitem nicht aus, und außerdem steht die Diskussion über die Bibliothek als öffentlicher Raum am Anfang. Wir haben noch kaum Kategorien für die Motivation von Bibliotheksnutzung, und die Motive dürften nur unvollständig quantitativ fassbar sein. Im Gegensatz zur Qualität des Bestands, den teilweise gut standardisierbaren Dienstleistungen und infrastrukturellen Aspekten handelt es sich vornehmlich um individuelle und intersubjektive Wahrnehmungen, die wir verstehen müssen und für die wir auch eine gewisse Empathie entwickeln müssen, um Bibliotheksräume und -atmosphären angemessen zu gestalten. Daher sollen die Gesprächsbeiträge der Nutzer Ausgangspunkt sein, um die Attraktivität der Bibliothek als Ort besser zu begreifen.

when he „got serious“

Geoffrey Freeman weist in seinem Aufsatz „The Library as Place“ auf eine recht typische Einstellung zum Arbeiten in der Bibliothek hin:

[...] we asked a student why he used the library. He replied that when he “got serious,” that was the only place he wanted to be.⁴⁷

Bibliotheken haben als Arbeitsumgebung eine erstaunliche Anziehungskraft, die nicht immer – oder oft nicht primär – mit den Beständen und Ressourcen zu tun hat. Offenbar fördert die Atmosphäre der Bibliothek in einer ganz spezifischen Weise die Konzentration auf die eigene Arbeit. Wenngleich die Umgebung der Bibliothek selbst – und auch die Anwesenheit anderer Menschen – Ablenkungspotenziale bietet und sie gleichzeitig keinerlei institutionellen Zwang zum disziplinierten Arbeiten generiert, scheint doch für viele Besucher der Einrichtung eine Disziplinierung sich geradezu von selbst zu ergeben. In den Gesprächen mit Bibliotheksnutzern ließ sich dieser Aspekt der konzentrationsfördernden Arbeitsumgebung weiter auffächern:

allein, aber nicht einsam – „es ist einfach dieses Vorbild“

Häufig wird von Bibliotheksnutzern angegeben, dass die schiere Tatsache, andere arbeitende Menschen zu sehen, bereits *motivierend*⁴⁸ sei. Eine Studentin sagt beispielsweise:

[...] wenn ich Leute um mich habe, die sehr konzentriert arbeiten, dann reiße ich mich auch eher zusammen. [...] es ist einfach dieses Vorbild [...]: Dass da jemand sitzt und sich stundenlang mit irgendwas beschäftigt und anscheinend auch hochkonzentriert ist.⁴⁹

⁴⁷ Freeman, S. 3

⁴⁸ Interview 3 und Interview 4

⁴⁹ Interview 2

Das Arbeiten anderer Menschen wird dabei offenbar sogar als „ermutigend“⁵⁰ oder gar *ansteckend*⁵¹ empfunden und kann eine Art „kontrollierende Wirkung“⁵² entfalten. Andere bei der Arbeit zu sehen, bzw. selber bei der Arbeit gesehen zu werden, erzeugt also ein gewisses Maß an stimulierendem Druck – im Sinne von: *Was andere können, kann ich auch*⁵³. Oder aber – wie ein Student es formuliert – „Geteiltes Leid ist halbes Leid“⁵⁴. Dabei spielt es auch eine Rolle, dass es sich häufig um dieselben Menschen handelt, denen da begegnet wird:

Auch wenn man Leute immer wieder sieht, also eigentlich zu jeder Zeit, in der man selber auftaucht, sind diese Leute in der Bibliothek. Das ist schon so ein Ding, das einen anheizt. [...] gerade wenn ich sie kenne [...] oder weiß, was sie studieren. Und ich studiere vielleicht auch noch dasselbe. Und ich weiß: sie sind viel öfter in der Bibliothek – oder zumindest auch immer dann, wenn ich da bin.⁵⁵

Oder bei einer anderen Nutzerin:

[...] die Tatsache, dass andere Leute neben einem sitzen, ist ein Kriterium, das motiviert, **extrem** motiviert. Gerade, wenn du Leute wieder triffst über einen längeren Zeitraum und gar nicht mit denen sprichst. [...] aber alleine die Tatsache, Leute wieder zu treffen, finde ich ... war für mich motivierend in Prüfungszeiten.⁵⁶

Natürlich kann – entsprechende Infrastruktur in der Bibliothek vorausgesetzt, etwa Gruppenarbeitsräume – auch gemeinsames Lernen ein motivierender Aspekt sein:

⁵⁰ Interview 3

⁵¹ Interview 10

⁵² Interview 2

⁵³ Ähnlich formuliert es etwa die Studentin in Interview 2.

⁵⁴ Interview 1, und auch die Nutzerin in Interview 4 spricht vom gemeinsamen *Leiden*.

⁵⁵ Interview 2

⁵⁶ Interview 4

[...] gerade, wenn man sich für das Arbeiten in der Bibliothek verabredet, dann ist es ja auch eine Motivation.⁵⁷

Die meisten Nutzer der hier vorgestellten Interviews berichten jedoch, in der Bibliothek alleine zu arbeiten – und schätzen die Gegenwart anderer arbeitender Menschen, obschon diese anderen für die eigene Arbeit in aller Regel gar keine Rolle spielen. Eine Wissenschaftlerin spricht sogar von „Statisten“:

Die anderen können alle da sein, das sind [...] meine Statisten, aber ich spiele in deren Bezugswelten keine Rolle. Das ist wichtig. Sie können mich nicht verpflichten und umgekehrt auch nicht.⁵⁸

Diese „Statisten“, so berichtet sie weiter, sind Teil einer stabilisierenden Umgebung, die sie insbesondere für ihr wissenschaftliches Arbeiten aufsucht. Als Mitarbeiterin an einem Hochschulinstitut hat sie zwar ein eigenes Büro, nutzt aber für die eigene wissenschaftliche Arbeit nach eigenen Angaben praktisch nur Bibliotheken.

[...] ich finde [die Gegenwart der anderen arbeitenden Menschen] ganz wichtig in so einer Phase, wo ich selbst in der wissenschaftlichen Arbeit noch auf wackeligen Pfaden unterwegs bin, gedanklich. Also, ich habe festgestellt, wenn ich zum Beispiel mich in neuen Thesen oder neuen Themen ausprobiere, gedanklich, dann ist für mich diese stabile Umgebung ganz wichtig [...]. Weil ich finde, dieses wissenschaftliche Arbeiten, also gedanklich in eine unbekannte Dimension zu gehen, das gelingt mir schneller oder besser, wenn um mich herum etwas stabil ist [...].⁵⁹

Dieselbe Nutzerin spricht auch eine Reihe anderer Rahmenbedingungen für die „Stabilität“ der Bibliotheksumgebung an: So sucht sie ganz gezielt „Kontinuität“ im Bibliotheksraum, hat

⁵⁷ Interview 5. Der Nutzer in Interview 1 charakterisiert das gemeinsame Arbeiten in der Bibliothek auch als ein *aufeinander Aufpassen*.

⁵⁸ Interview 8

⁵⁹ Ebd.

einen „bestimmten Platz“, und wenn sie morgens die Bibliothek aufsucht, muss es dort „immer gleich“ sein. Sie wünscht sich also ein verlässliches Fundament für das fragile Gebilde der wissenschaftlichen Arbeit. Der gedankliche Aufenthalt in der „unbekannte[n] Dimension“ ist dabei ja nicht untypisch, denn gerade in Frühphasen von Thesen- und Theoriebildung finden störbare Suchbewegungen statt – und „Geteiltes Leid“ ist auch hier „halbes Leid“⁶⁰:

Aber ich brauche diese anderen, diese Leute um mich herum, diese Figuren, die auch [...] unterwegs sind, um irgendwo anzukommen, solange, wie ich selbst auch unterwegs bin und immer mit Unsicherheit konfrontiert bin. Also man ist ja – wenn man wissenschaftlich arbeitet – nie auf der sicheren Seite [...].⁶¹

Die Umgebung mit anderen arbeitenden Menschen und einem „Stabilität“ bietenden Raum ist also ein sicherer – und damit unauwändiger – Ort für das eigene Arbeiten.⁶² Die Nutzerin muss sich nicht selbst darum kümmern, „diese Stabilität [...] permanent her[z]ustellen“⁶³. Handelt es sich bei der Verfügbarhaltung dieser Umgebung damit nicht auch um eine typische Bibliotheksdienstleistung? Bibliotheken sind klassischerweise Orte der Ruhe – aber Ruhe lässt sich meistens auch in den eigenen vier Wänden herstellen, es kann also nicht nur die reine Abwesenheit von Geräuschen sein, zumal Bibliotheken in den letzten Jahren zunehmend lauter geworden sind und ein gewisser Geräuschpegel in

⁶⁰ Interview 1: „Geteiltes Leid ist halbes Leid“

⁶¹ Interview 8

⁶² Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass eine der von Andrew McDonald formulierten Qualitäten für guten Bibliotheksraum „safe and secure“ lautet. Allerdings meint McDonald dabei nur rein Funktionales im Sinne der physischen Sicherheit von Menschen, Sammlung, Ausstattung, Daten und Gebäude (McDonald, S. 22). Harry Faulkner-Brown meint mit „secure“ sogar nur die Diebstahlsicherung der Medien und Schutz der Einrichtung vor Vandalismus (Faulkner-Brown, S. 262).

⁶³ Interview 8

größeren Universalbibliotheken kaum mehr vermeidbar ist. Wir werden uns dem Akustik-Thema an anderer Stelle zuwenden und fragen weiter nach „Stabilität“ und „Kontinuität“ – ein weiterer Nutzer äußert sich nämlich ganz ähnlich:

Der bessere Arbeitsraum ist eigentlich meiner Ansicht nach die Bibliothek. [...] Es ist eine Atmosphäre, in der ich nicht ganz bewusst Konzentration herstellen muss. Oder: Es ist ein Raum, in dem eben die Atmosphäre von Konzentration schon gegeben ist. Und man muss einfach nur hinkommen und sich an einen der Tische setzen. Und dann ist das eigentlich kein Problem mehr.⁶⁴

Die Bibliothek liefert demnach so etwas wie eine out-of-the-box-Konzentration, für die andere anwesende Menschen und die gestaltete Umgebung konstituierend sind. Eine Nutzerin spricht von einer spezifischen „Bibliothekskonzentration“⁶⁵, die in diesen Räumen entsteht, ein anderer Nutzer spricht von der „Konzentrationswelt der Bibliothek“⁶⁶. Diese „Bibliothekskonzentration“ ist also fast so etwas wie eine Schutzmarke, ein Warenzeichen der Bibliothek, sie ist ein wesentlicher Teil dessen, was Jeffrey Gayton als den „communal spirit“ der Bibliothek bezeichnet. Sie ist ein Gebrauchsgut, auf das praktisch keine andere Institution derart spezialisiert ist. Einer der bauenden Bibliothekare sagt denn auch:

Wir haben [...] 500 Jahre Erfahrung darin, Räume zu bauen, in denen Menschen gut arbeiten können. Und das spiegelt sich vielleicht auch darin, dass diese Räume als Arbeitsräume tatsächlich beliebt sind [...].⁶⁷

Diese Dienstleistung besteht unter anderem darin, dass die Bibliothek es den Menschen aktiv abnimmt, die erläuterte „Stabilität“, „Kontinuität“ und Ruhe herzustellen. Die gesuchte Atmosphäre ist bereits vorhanden und wird von der Institution

⁶⁴ Interview 6

⁶⁵ Interview 4

⁶⁶ Interview 3

⁶⁷ Interview 12

jederzeit zur Verfügung gestellt. D. h. der Nutzer kann sich voll und ganz darauf konzentrieren, die Probleme zu lösen, die unmittelbar zu seiner Arbeit selbst gehören:

Die eigentliche Barriere ist ja: zu arbeiten. Und sich da hinzusetzen und zu lesen und zu schreiben und so. Und wenn man nun quasi diese lästigen Hürden aufbaut – sei es, dass es schwierig ist, seine Habseligkeiten einzuschließen, sei es, dass es immer wieder den Ausweis erforderlich macht, wenn man raus und rein will [...]. All diese Dinge [...] können einen tatsächlich schon aus dem Rhythmus bringen.⁶⁸

Folgen wir also diesem Nutzer, dann ist es Aufgabe der Bibliothek, sich selbst so unkompliziert wie möglich zu verhalten, um eine angemessene Arbeitsumgebung zu bieten.⁶⁹ Die Bibliothek wäre demnach ein diskreter und überaus höflicher Akteur, denn der Nutzer kommt in die Bibliothek, um von allen Umständlichkeiten des Alltags befreit zu sein. Dazu passen auch die Erklärungen einiger Interviewpartner, von denen die Bibliothek als ein Ort beschrieben wird, an dem es möglich ist, sich auf eine legitime (d. h. von anderen anerkannte) Weise dem Alltag und seinen Forderungen zu entziehen – und damit gleichzeitig nicht verfügbar zu sein:

Für mich [funktioniert Bibliothek] in erster Linie als Rückzugsort, um ungestört zu arbeiten und nicht unterbrochen zu

⁶⁸ Interview 6

⁶⁹ Trivia: Viele Interviewpartner geben als wichtige Ablenkungsrisiken im heimischen Bereich Haushaltstätigkeiten an. Etwa den „Waschsalon“ (Interview 1), „Hausarbeit“ (2), „Abwasch“ (4, 6), „Haushalt“ (6), „Aufräumen“ (6, 10), die „Waschmaschine“ (11), *Geschirrspülen*, *Bad putzen* (12). Es soll hier kein Zusammenhang zwischen häuslicher Unordnung und Bibliothek hergestellt werden, das wäre allzu kühn. Aber eventuell hat die Bibliothek den Vorteil, dass sie naturgemäß aufgeräumt ist (oder es zumindest sein sollte), und damit keine störenden Details auftauchen, die zu einem gefühlten optischen Ärgernis Anlass bieten könnten. Ein gut gepflegtes Umfeld *ist* schlichtweg geschmeidiger und animiert dazu, die Alltagssorgen zu vergessen. Das sind Bedingungen, die in manchen Studenten-Wohngemeinschaften oder Studentenwohnheimen ggf. schwierig herzustellen sind.

werden und ein gewisses Maß an Ruhe zu haben und mit meinem Computer in einer Ecke zu sitzen und mich zu vertiefen. [...] Also ich habe natürlich die Möglichkeit, im Büro zu arbeiten. Das ist auch sehr komfortabel [...], weil natürlich über den Rechner ich viele Bibliotheksrecherchemöglichkeiten habe und die Bibliotheken rundum, und ich habe Hilfskräfte, die mir die Bücher auch bringen. Aber ich bin da nie allein, also ich kann da nie am Stück konzentriert arbeiten. Weil auch immer andere Dinge anfallen und ich meine E-Mails checken kann alle fünf Minuten [...]. Und das empfinde ich als wahren Luxus in einer Bibliothek – all das eben [...] bewusst abzuschalten.⁷⁰

Und aus einem anderen Interview:

Die Verpflichtung, greifbar und als wissenschaftlicher Mitarbeiter [...] zuständig zu sein für Lernprozesse von anderen ... [...] diese Option nehme ich den anderen, indem ich mich zurückziehe. [...] [Ich habe die Bibliothek als Arbeitsort gewählt] in der Hoffnung, dass es mir da besser gelingt als in meinem Büro. Das war das Motiv. [...] In der Bibliothek bin ich unerreichbar [...].⁷¹

Ein Nutzer spricht in dem Zusammenhang sogar von einer *klaren Kommunikationssituation*⁷² – und meint damit den allgemein akzeptierten Umstand, dass in der Bibliothek, trotz der Einbindung in eine Art arbeitende Gemeinschaft, jeder Einzelne Herr seiner Zeit ist. Die Nutzerin aus Interview 8 spricht denn auch von „höchster Zeitsouveränität“ und: „Ich bin nicht gebunden ... an keine andere Vereinbarung.“⁷³ Das ist natürlich, was die Nutzerin aus Interview 4 als „wahren Luxus“ bezeichnet. In einer

⁷⁰ Interview 4

⁷¹ Interview 8

⁷² Interview 6. Weiter heißt es dort: „Es wird auch akzeptiert, wenn man jemandem [...] sagt: ‚Nein, ich gehe heute nicht in die Mensa.‘ – ohne weiteres! Das ist – denke ich – ein großer Unterschied, der die Bibliothek als Arbeitsraum attraktiver macht.“

⁷³ Interview 8

Leistungsgesellschaft, in der von akademischem Personal und Nachwuchs ein hohes Maß an Einsatz und Responsivität verlangt wird, bietet die Institution Bibliothek einen sicheren Hafen, in dem der eigentlichen Kernarbeit ebenso nachgegangen werden kann wie organisatorischen und Lehraktivitäten. Auch hier sehen wir, dass moderne Kommunikationsformen wie E-Mail und Mobiltelefon *für* die physische Bibliothek als Korrektiv sprechen. Während eines Bibliotheksaufenthalts muss kein Zwang empfunden werden, auf E-Mails oder Telefonanrufe u. ä. zu reagieren. Man hat freie Verfügung über ein unschätzbar kostbares Gut: Zeit.

allein, aber nicht einsam – Licht und Akustik

In dem *gemeinschaftlichen Arbeitszimmer Bibliothek* haben die befragten Nutzer praktisch immer eine Art Separationstechnik; ihr Bedürfnis nach gemeinschaftlichem Alleinsein findet Ausdruck in unterschiedlichen Varianten der Abgrenzung zum Umfeld, die aber das Umfeld in einer gewissen Weise immer mit einbezieht. Damit ist der arbeitende – oder phasenweise auch nichtarbeitende – Aufenthalt in der Bibliothek stets auch zwiespältig, schillernd zwischen Konzentration in einer Art Klausur und Diffusion in ein belebtes Umfeld.

[Gründe dafür, dass ich lieber in der Bibliothek als am eigenen Schreibtisch arbeite] gibt es ganz bestimmt. Das wären zwei Tendenzen, die teilweise sich sogar ein bisschen widersprechen. Nämlich entweder Räume, die architektonisch so angelegt sind, dass sie sich über große Fensterflächen zu einem Außenraum öffnen [...], also im Grunde so etwas wie einen Blick auf eine Stadtlandschaft oder einen Garten integrieren können [...]. [...] Das andere wäre eine Bibliotheksarchitektur, die so verwinkelt und labyrinthisch ist, dass es in ihr eigentlich Rückzugsorte gibt beziehungsweise Orte, in denen man dann wieder völlig separiert ist. [...] das sind zwei Tendenzen, die sich natürlich kaum verbinden lassen, aber das sind zwei Dinge, die ich attraktiv finde, wenn es darum

geht, einen Ort in einer Bibliothek zu suchen, an dem man arbeitet.⁷⁴

Diese spezielle Mischung hat offenbar selbst schon einen anregenden Effekt. Das Schillern zwischen Offenheit und Separation ist dabei ein Versprechen zur Alternative zwischen zwei Modi des Aufenthalts: anregende Weite und konzentrierte Separation. Der Weite werden wir uns demnächst widmen; blicken wir zunächst auf die Separation, für die bei einigen Nutzern Licht und Akustik eine interessante Rolle spielen. Derselbe Nutzer, der von den alternativen „Tendenzen“ spricht, beschreibt die Arbeitsplatzsituation in einer von ihm häufig frequentierten Forschungsbibliothek:

Es gibt Arbeitsplatzlampen, durch die man [...] in einem etwas schummrigen – wenn auch nicht dunklen – Raum sowie so immer wieder einen eigenen Lichtraum bildet. Das heißt: Man hat in dem größeren Raum sowieso eine Form von Sekretierung.⁷⁵

Die eigene Leselampe am Platz ist also ein zentrales Infrastrukturelement, das zum Generieren der Separierung – und damit auch der „Bibliothekskonzentration“⁷⁶ – beiträgt. Diese konzentrierende Funktion des Lichts beschreibt auch der Nutzer in Interview 3. Demnach kommt der Balance zwischen Decken- und Individualbeleuchtung eine wesentliche Bedeutung in der Gestaltung der räumlichen Differenzierung zu:

[...] was ich für sehr wichtig halte [...], dass man seine eigene Leselampe hat, das halte ich für ganz wichtig. Dass man sozusagen so einen Lichtkegel für sich hat, der [...] einen auch abgrenzt, vom Licht her, von den anderen Arbeitsplätzen. [...] Ich halte die Beleuchtung in Bibliotheken für **ganz** wichtig. Und nichts ist schlimmer, als wenn irgendwelche Neonröhren nur an der Decke sind, die auch noch ein flackerndes

⁷⁴ Interview 7

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Interview 4

Licht erzeugen und man nicht eine eigene Leselampe hat. [...] ideal fände ich es, wenn das [...] Hauptlicht gedämpft wäre, und jeder für sich eine relativ konzentriert fokussierende Leselampe hätte.⁷⁷

So spricht die Produktdesignerin in Interview 11 auch von einer „Lichtglocke“⁷⁸, mit der sich „punktuelle Atmosphäre“ schaffen lässt, also ein eigener definierter Raum im Raum, wie der Nutzer aus Interview 7 ihn erläutert. Dieser eigene „Lichtraum“ ist demnach ein dankbares Mittel der Sekretierung, zumal es auch als wünschenswert empfunden wird, dass diese Lichtquelle individuell einstellbar ist⁷⁹ (mechanisch im Einfallswinkel und auch elektrisch in der Helligkeit). Der Bibliotheksgestalter aus Interview 12 sieht in den „einzeln schaltbaren Einzelarbeitsplatzleuchten“ die Möglichkeit, das „Private, Individuelle“ an den Arbeitsplatz zu holen⁸⁰, also ein intimes Detail im gemeinschaftlichen Raum.

Die Stabelluchten an der Decke werden häufig abgelehnt oder zumindest als suboptimal empfunden.⁸¹ Das passt natürlich zu der Vorstellung einer privaten Lichtglocke in einem großen Raum mit eher gedämpftem Licht – was ja eine klassische (und altmodische) Bibliotheksatmosphäre wäre. Allerdings: Der aktuelle DIN-Fachbericht 13 gibt für Publikumsbereiche in Bibliotheken Nennbeleuchtungsstärken zwischen 300 und 500 lx an⁸²; Regale müssen ausreichend beleuchtet und Verkehrsflächen sicher sein. Flächendeckend und energiesparend kann man diesen praktischen Anforderungen freilich nur durch konsequenten Einsatz von Leuchtröhren (vulgo: Neonröhre) gerecht werden, was die eigentlich gewünschte Atmosphäre aber konterkarieren kann. Einer der bauenden Bibliothekare sagt denn auch:

⁷⁷ Interview 3

⁷⁸ Interview 11

⁷⁹ Das wünschen sich beispielsweise die Nutzerinnen in den Interviews 4 und 8.

⁸⁰ Interview 12

⁸¹ Interviews 3, 5, 8, 12

⁸² „Bibliotheken, Mediotheken: 300 lx“; „Leseräume: 500 lx“ (DIN FB 13, S. 53)

Es ist sehr schwer mit den Mitteln, die man zur Verfügung hat [...], eine Lichtqualität zu erreichen, die wirklich zufriedenstellend ist.⁸³

Insofern plädiert auch er dafür, gerade in Lesebereichen vor allem auf die Individualbeleuchtung zu setzen. Ein möglicher Ausweg wäre hier „Lichtlenkung“⁸⁴. Indirektes Licht ist diffuser, gleichmäßiger und weniger grell – und letztere Qualität wird ausdrücklich von einem Nutzer abgelehnt:

[Ich würde] sagen, dass es eher ein sehr [...] weiches Licht vielleicht sein sollte. [...] Eher warm natürlich. Also so ein [...] grelles Licht würde ich als störend empfinden ... ungemütlich.⁸⁵

Da neben dem meistens ja auch vorhandenen Tageslicht in Bibliotheken durch Decken- und Arbeitsplatzbeleuchtungen bereits mindestens drei verschiedene Lichtquellen und -qualitäten vorhanden sind (gelegentlich kommen noch weitere Niveaus von Beleuchtung dazu, etwa in Funktionsbereichen oder als zusätzliche Regalbeleuchtungen), besteht natürlich die Gefahr eines Chaos von Lichtqualitäten und Gegenlichtquellen. In Interview 11 weisen die Produktdesignerin und die Innenarchitektin auf diese Probleme hin:

[PD] [Licht]: Da ist es ganz wichtig, dass es nicht zu viele unterschiedliche Lichtquellen gibt, dass die – wenn – dann auch geordnet eingesetzt sind und dass ... es einfach nicht zu viele Gegenlichtsituationen geben darf, eigentlich gar nicht!

[IA] Möglichst nicht so viele Lichtfarben und ... keine Reflexionen. Also in einem Beispiel haben wir gesehen, dass man ständig geblendet wurde von den Leuchten. Das darf es nicht geben. [...] ⁸⁶

⁸³ Interview 12

⁸⁴ Interview 11

⁸⁵ Interview 6

⁸⁶ Interview 11

Licht ist also keineswegs nur eine Frage von „wieviel?“ und „genug?“, sondern es ist ein wesentliches Element eines schlüssigen und geordneten Atmosphärenangebots der Bibliothek. An der Differenzierung zwischen Decken- und Individualbeleuchtung zeigt sich außerdem symptomatisch und bildlich, dass Bibliotheksgestaltung im Großen und im Kleinen gleichberechtigt gedacht werden muss: Die Tageslichtsituation, die Raumbeleuchtung und Individualbeleuchtungen können demnach nicht unabhängig voneinander konzipiert werden, sondern sind bestenfalls Teile eines stimmigen Ensembles, das Sicherheit, Ergonomie und individuelles Wohlbefinden gleichermaßen berücksichtigt.

Zum Sekretierungsaspekt in der Gemeinschaft mit anderen trägt aber nicht nur die „Lichtglocke“ bei, sondern bei einigen Nutzern erstaunlicherweise auch eine Art Lärmkulisse. Beispielsweise beschreiben die Nutzer in den Interviews 7 und 8 „optisches und akustisches Rauschen“. Im Sinne eines Hintergrundrauschens, in dem keine individuellen Bewegungen und Stimmen erkennbar sind, hat die bewegte Umgebung der Bibliothek damit eventuell sogar einen stimulierenden Charakter. D. h. nicht jeder Nutzer wünscht sich absolute Stille:

Ich habe in [...] Bibliotheken durchaus schon die Erfahrung gemacht, dass gerade [...] das störende Rauschen, als optisches und akustisches Rauschen, einen auch in einer Weise isoliert, dass man in der Lage ist, sich zu konzentrieren. So wie ich auch schon Wohnsituationen hatte, wo mein Arbeitsplatz auf eine Straße rausging, die von vielen Leuten frequentiert war. Und das konnte eine stimulierende Wirkung haben.⁸⁷

Und:

Ich suche mir nie einen Platz in der Bibliothek, der [...] versteckt hinter einem Regal oder einem Pfeiler ist. Also ich su-

⁸⁷ Interview 7

che mir keine abgeschirmten Plätze, sondern ich sitze eher da, wo viele vorbeigehen. Also wo es ein rauschendes Vorbeischlendern gibt.⁸⁸

Einer der Bibliotheksgestalter ist denn auch der Meinung, dass „wissenschaftliche[] Bibliotheken in den letzten Jahren lauter geworden“ sind, „weil sich die Menschen verändern“⁸⁹. Das stimulierende Rauschen unterscheidet schließlich die Bibliothek auch wesentlich vom gänzlich sekretierten Arbeitsraum. Dass es für den vollständigen Rückzug nach wie vor eine Klientel gibt, sehen wir an der Nutzung von Carrels⁹⁰, und diese Präferenzen mögen auch lebens- und lern- oder arbeitsphasenabhängig sein. Die typische Situation beim Arbeiten in der Bibliothek schließt das Hintergrundrauschen allerdings ein – und vermittelt damit ein Gefühl des in-der-Welt-Seins, das durchaus kompensierende und tröstende Wirkung gegen die für wissenschaftliches Arbeiten typische Einsamkeit entfalten kann. In diesem Sinne äußert sich auch die Nutzerin, die das „rauschende[] Vorbeischlendern“ genießt; sie präzisiert das Rauschen der Umgebung auch im Kontrast zu den potenziellen Arbeitsplätzen zu Hause oder im Büro:

Der Unterschied zum Büro oder zum Arbeitsraum zu Hause [...] ist, dass zu Hause nun gar niemand vorbei kommt. [...] ich kann wählen zwischen diesem Büro, wo ich [...] oft gefragt werde und unterbrochen werde in meiner Arbeit – wobei das nicht mal unangenehme Unterbrechungen sind, aber es sind Unterbrechungen –, zu Hause, wo niemand vorbeikommt und wahrscheinlich niemand anruft und in der Bibliothek, wo sehr viele Dinge um mich herum passieren permanent, die mich aber nicht betreffen. Also ich habe um mich herum Leute, die da sind oder auch reden oder gehen und kommen. Es ist also eine lebendige Umgebung, die mich nicht meint oder mich nicht auffordert, daran teilzuhaben.⁹¹

⁸⁸ Interview 8

⁸⁹ Interview 13

⁹⁰ z. B. Interview 10

⁹¹ Interview 8

Eine Umgebung, die die Anwesenden nicht meint – das trifft zumindest teilweise auf die ja schon vom Nutzer in Interview 6 benannte „klare Kommunikationssituation“ zu. Die Bibliothek bietet auf die verbindlichste Weise ihren Bestand, ihre Infrastruktur und ihren Raum den Menschen zum Arbeiten an. Die Nutzer ihrerseits genießen jedoch den Luxus einer höchsten Unverbindlichkeit. Sie sind – die Beachtung einiger Verhaltensgrundregeln vorausgesetzt – im Bibliotheksraum an einem Ort größter Freiheit; frei von Verpflichtungen und Zwängen, und ebenso frei davon, von anderen *gemeint* zu sein.

Die Statements beider Nutzer (Interviews 7 und 8) zum begleitenden Rauschen machen die Bibliothek aber auch zu einem Ort des Flanierens, an dem absichtsvolles (im besten Fall ergebiges) Lernen, Lesen und Arbeiten von einer kontrastierenden Absichtslosigkeit umgeben sind. Die Institution ist damit ein Ort, an dem äußerste Kontraste nebeneinander bestehen, miteinander funktionieren und sogar ein unverwechselbares Ganzes erzeugen:

allein, aber nicht einsam – Blicke: Weite und Ablenkung

Denn neben den konzentrationsfördernden Eigenschaften von Bibliothek, von denen wir einige in den Redebeiträgen haben sehen können, gibt es ja auch ein großes Potenzial der Ablenkung. Die ist dabei keineswegs einfach eine Störung, sondern sie ist integraler Bestandteil einer Atmosphäre von Konzentration. Gleichberechtigt neben der Reduktion auf einen kleinen Schreibtischabschnitt – versinnbildlicht durch die „konzentriert fokussierende Leselampe“⁹² – und der Konzentration auf die eigene Arbeit („eine Auseinandersetzung mit mir selbst“⁹³) steht die Diffusion, das Absichtslose, ja der *Flirt* mit dem Raum, dem Ort – und den anderen. Dabei sind diese Ablenkungen keineswegs etwa ein Phänomen der durch „nonlibrary units“ hinzugefügten

⁹² Interview 3

⁹³ Interview 1

sozialen Räume, sondern sie gehören zu dem, was Jeffrey Gayton meint, wenn er die Atmosphäre der „communal academic library“⁹⁴ beschreibt und liegen mithin in der Natur der Bibliothek selbst.

Beginnen wir allein bei der ausgleichenden Bewegung des Aufblickens von Vorlagen. Der gelegentliche Blick in die Weite ist hier schon physiologische Notwendigkeit, um die Augen zu entspannen:

Die Weite hat in einer Bibliothek eine große Bedeutung. Deshalb sitze ich auch gerne in den alten Bibliotheken in den Lesesälen. [...] Ich halte das für ganz wichtig, schon aus physiologischen Gründen. Wenn man so ein Buch vor sich – so nah – hat, muss man manchmal die Augen heben und muss in die Ferne schauen. Das ist schon für die Augen wichtig. Und zum Zweiten ist es auch für die Konzentration gut, wenn man zwischendurch mal eine Pause machen kann und den Blick schweifen lassen kann. Das halte ich für ganz wichtig, dass man mindestens zwanzig Meter oder – mindestens – so dreißig Meter schauen kann, wenn man vom Buch aufschaut.⁹⁵

Zwanzig oder dreißig Meter sind stolze Werte, die nicht in allen Bibliotheken realisierbar sein dürften, die aber durchaus zum klassischen Lesesaal passen. Das Statement dieses Nutzers zeigt in jedem Fall, dass auch die räumliche Größe der Bibliothek im Vergleich beispielsweise zum heimischen Arbeitsraum eine Rolle spielen dürfte für die Wahl der Lern-, Lese- oder Arbeitssituation. Auch die Nutzerin in Interview 8 formuliert das ähnlich, allerdings im Blick nach draußen: „[...] der [...] Blick – die Augen ruhen sich aus von dem Computerbildschirm, von der Konzentration, und der Blick schweift einfach nur über diese grüne Landschaft, das finde ich ganz wichtig.“⁹⁶ Und ist die Empfin-

⁹⁴ Gayton, S. 60

⁹⁵ Interview 3

⁹⁶ Interview 8

dung von Weite im Bibliotheksraum nicht auch ein wesentlicher Teil des berühmten „Oomph“ oder „Wow“ von McDonalds elfter „Top Ten Quality“?⁹⁷

The eleventh, and almost indefinable, quality is best described as the ‘oomph’ or ‘wow’ factor. Really skilful architects and expert planners will strike a clever balance between all these qualities to create inspiring buildings with exciting architectural features and enjoyable internal spaces [...].⁹⁸

Auch der Nutzer aus Interview 7 hat ja neben der intimen Situation im Lichtkegel am eigenen Tisch eine Neigung zu Bibliotheksräumen angegeben, „die architektonisch so angelegt sind, dass sie sich über große Fensterflächen zu einem Außenraum öffnen“⁹⁹, was, ebenso wie der Wunsch, innerhalb des Gebäudes einen offenen, unbehinderten Blick zu haben, das Bedürfnis nach Weite anzeigt. Der Bibliotheksgestalter aus Interview 12 vergleicht den „Oomph“- oder „Wow“-Effekt denn auch mit dem Raumgefühl, das der „Petersdom in Rom“¹⁰⁰ durch Größe und Weite vermittelt. Und freilich ist es plausibel, dass ein Raum, der Weite bietet – ohne dabei erschlagend zu sein – inspirierenden Charakter haben kann. Das Bedürfnis nach Weite lässt sich anscheinend auf verschiedene Weise befriedigen: Mal sprechen die Nutzer von einem Blick in die Weite des Innenraums, dann wieder vom Blick nach draußen. Ein Nutzer bringt beides zusammen:

[...] der Blick nach draußen ist für mich wichtig. Und wenn der Blick nach draußen nicht gegeben ist, dann hätte ich schon gerne einen guten Ausblick wenigstens nach innen. Also dann hätte ich schon gerne einen Platz, wo ein bisschen

⁹⁷ McDonald, S. 25

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Interview 7

¹⁰⁰ Interview 12, wobei er die Einschränkung macht, dass dieses Attribut von Bibliotheksraum nicht eine erschlagend monumentale Architektur bringen sollte.

was los ist. Also du siehst, dass ich recht anspruchsvoll bin: ich will für mich sein und trotzdem [...] sehen, [...] was los ist. Aber es gibt solche Plätze, muss man halt manchmal ein bisschen suchen [...]. [...] in der Staatsbibliothek West habe ich früher ab und an gearbeitet [...] und dann die Universitätsbibliothek [in X]. Das sind so große Räume eigentlich, in denen verschiedene Ebenen eingebaut wurden, aber es gibt kein separates Treppenhaus. Man bewegt sich also recht frei in diesen Gebäuden. Und in der Universitätsbibliothek [in X] habe ich mich immer so setzen wollen – denn dort ist der Ausblick nach draußen nicht wirklich gut gegeben – dass man mehrere Treppen im Blick hat. Sodass man sieht, wer kommt und wer geht. Und durch diese Treppen, durch diese Ausrichtung in der Vertikalen bekommt eben ... oder das ist eigentlich recht spannend: man sieht dann immer: das Mädchen geht die Treppe hoch, das Mädchen geht die Treppe runter, und wenn man dann mal ein hübsches Mädchen gefunden hat, dann wartet man auch mit einem Auge [...] so ein bisschen auf sie. Und das macht dann die Pausen, die Phasen, in denen man nicht konzentriert arbeitet gerade, macht die doch sehr viel kurzweiliger und spannender [...].¹⁰¹

Weite und (notwendige) Ablenkung gehen hier also Hand in Hand. Die Beiträge der Nutzer zeigen jedenfalls, dass eine Arbeitsplatzausstattung mit sichtblendenartigen Konstruktionen vor oder neben dem Tisch¹⁰² sowie Arbeitsplätze an Wänden¹⁰³ ohne eine mögliche Weite des Blicks als kontraproduktiv empfunden werden können, denn

Ich lasse mich halt ganz gerne ablenken. Und wenn ich mich dann ablenken lasse, dann muss der Blick irgendwie auch schweifen können. Und das kann er eben nur, wenn ich nach

¹⁰¹ Interview 1. Auch z. B. in den Interviews 4, 6, 10, 13 wird der Blick nach draußen oder in die Weite des Raums als wünschenswert bezeichnet.

¹⁰² Und derartige Konstruktionen sind in Bibliotheksneubauten der letzten Jahre keineswegs ungebräuchlich.

¹⁰³ Einige Nutzer möchten auch explizit nicht auf eine Wand schauen, z. B. Interviews 6, 10, 13.

draußen gucke oder wenn ich irgendwo die Tiefe des Raums vor mir habe und da drin Leute sich bewegen sehen kann.¹⁰⁴

Die Bibliothek ist kein Raum, in dem Menschen bloß statisch an Tischen sitzen oder gelegentlich mal zur Benutzung eines Katalogterminals bzw. eines Regals aufstehen, sie ist auch eine Art *Wandelhalle*, in der man *unterwegs* ist. Und damit ist nicht nur ein Unterwegssein im übertragenen Sinne gemeint, wie es etwa die Nutzerin aus Interview 8 formuliert, sondern dieses Unterwegssein ist eine Art von Flaneursexistenz, das sowohl sich selbst wie die eigene Arbeit meint – und ebenso den Raum und die anderen anwesenden Menschen. Der Bibliotheksgestalter aus Interview 12 merkt schließlich an, dass die „Sphäre des Arbeitens [...] durchdrungen ist von Ablenkung und Erlebnis“, und

es gab immer irgendwelche Gänge oder Wandelhallen oder Treppenhäuser, wo [...] nicht diese absolute Ruhe vorherrscht, die früher immer das oberste Gebot der Bibliothek war, sondern wo Leute sich auch unterhalten konnten, flanieren konnten und so etwas.¹⁰⁵

Dementsprechend äußert sich auch eine Nutzerin, die sich gelegentlich „auszappeln“ möchte:

Man muss [...] aufstehen können, man muss sich [...] auch mal auszappeln können, ohne dass man extra rausgeht. Also das ist schon ganz wichtig. Nur zu sitzen ... das funktioniert nicht.¹⁰⁶

Und der Nutzer in Interview 1 läuft zur Zerstreung in der Bibliothek umher:

Wenn ich mich zerstreue, dann laufe ich in der Bibliothek rum. [...] Dann vertrete ich mir die Beine in der Bibliothek. [...] Recht ziellos, also schon so, dass man alles so ein bisschen sieht. Man guckt dann mal in die hintersten Winkel rein

¹⁰⁴ Interview 1

¹⁰⁵ Interview 12

¹⁰⁶ Interview 4

[...], man guckt sich halt einmal die ganze Bibliothek an und ist auch immer ein bisschen auf der Suche [...].¹⁰⁷

Auf der Suche: Ein wesentlicher Unterschied zwischen der heimischen Arbeitssituation oder derjenigen im Büro einerseits und der Bibliothek andererseits ist schließlich auch, dass die Bibliothek das Suchen im großen Maßstab ermöglicht. Beispielsweise angesichts der – je nach Bibliotheksgröße – fast unbegrenzten Möglichkeit zum „Browsen“ durch Katalog und Bestand, auch das: eine Art Flanerie, und diesen Luxus haben die meisten Nutzer natürlicherweise daheim nicht. Auf diese flanierende Suchbewegung werden wir an anderer Stelle noch zurückkommen. Zunächst sehen wir hier, dass die Zerstreuung – egal ob nun via Blick oder durch eine Art Spaziergang – ein Korrektiv zum Konzentrationsraum ist, der am Einzelarbeitsplatz besteht und der bestenfalls unverletzbar ist. Anders gesagt: Zwar ist die Bibliothek Rückzugsraum zum konzentrierten und ungestörten Arbeiten, aber gleichzeitig brauchen die Nutzer dort eine spezifische Art von ausgleichenden Momenten (*von der Klausur in die Öffnung*), und die bestehen eben nicht bloß in der Möglichkeit, in der Pause außerhalb des Lesesaals einen Kaffee zu trinken, sondern diese ausgleichenden Momente werden auch im Bibliotheksraum selbst gesucht und benötigt. Sie betreffen dabei nicht nur die Struktur des Raums, denn wo wir eben noch durch selbigen geschweift sind, d. h. auch im *Flirt* mit dem Gebäude und der Weite der Bibliothek unterwegs waren, lässt sich dieser schweifende Blick ja kaum mehr trennen von den anderen anwesenden Menschen.

allein, aber nicht einsam – Blicke: die anderen

Just im März 2008 erschien in „Stadtkind. Das Berlin-Magazin“ ein zweiseitiger Artikel mit dem Titel „Ein Flirt zwischen Büchern!“, bebildert mit einem Blick über die Leseplätze der neuen Philologischen Bibliothek der Freien Universität Berlin. Der Au-

¹⁰⁷ Interview 1

tor fängt ein gerade für junge Nutzer gewiss wichtiges Motiv zum Bibliotheksbesuch ein:

Die Bibliothek ist nicht nur zum Lesen da. Gerade weil hier nicht gesprochen, sondern nur Blicke, höchstens einmal ein Lächeln ausgetauscht wird, bleibt viel Platz für Fantasie, Hoffnungen und Sehnsüchte. Nach einer Weile kennt man die Anwesenden vom Sehen. Schnell passiert es, dass Sehnsüchte in diese Unbekannten projiziert werden. Das ist, wenn man sich von den drögen Theorien ablenken will, wohl die angenehmste Zerstreuung. Die Bibliothek ist ein Ort der Beobachtung und der heimlichen Sehnsüchte. Wie viele dieser unausgesprochenen Schwärmereien an einem Tag wohl durch die Bibliothek geistern?¹⁰⁸

Dieser Schwebezustand ist letztlich, was hier als die *Magie* der Bibliothek bezeichnet worden ist. Das Unausgesprochene, in diesem Artikel *en passant* erwähnt, ist für den Ort Bibliothek symptomatisch, die Sprach-Losigkeit ist dabei eng verwandt mit dem flanierenden Blick. Und der betrifft nicht nur den Raum, dessen Weite oder seine Umgebung, sondern ebenso die anderen Anwesenden – sowohl in der physischen Form als auch – ja! – in Form ihres Geschriebenen. Die Bibliothek verführt zur Begegnung mit anderen Menschen ebenso wie mit Text und Bild oder etwaigen Inhalten in digitaler Form, eben *weil* es keinen Zwang zu diesen Begegnungen gibt. Einer Verführung kann man sich öffnen – oder widersetzen. Dass zahllose Menschen sich ihr öffnen, zeigt, dass das Konzept Bibliothek aufgeht. Auch hier: ein Stück institutionalisierter Freiheit. Dass dieses Verhältnis zwischen Nutzern und Bibliothek dazu führt, dass „Hoffnungen und Sehnsüchte“ entstehen können und dürfen, ist plausible Konsequenz der einzigartigen Situation eines gemeinsamen, großen Arbeitszimmers – dort liegen arbeitender Selbstentwurf und private Gegenwart mithin äußerst dicht beieinander. Einer der Interview-

¹⁰⁸ Thio, S. 15

ten sagt, dass der *Flirt* in der Bibliothek „schon vor[kommt]“, weil

sich ja die Intimität der Beschäftigung mit einem Buch – das ist ja ein intimer Akt [...] – sich auch irgendwie auf die Atmosphäre der Bibliothek überträgt. Und eben auch dann möglicherweise auf die Atmosphäre zwischen den Benutzern, auch wenn sie sich gar nicht kennen. Es ist schon ein sehr intimer Ort.¹⁰⁹

Ebenfalls auf den Modus des Arbeitens bzw. der Beschäftigung mit den Vorlagen führt einer der Bibliotheksgestalter die Offenheit der Nutzer zurück. Er findet den *Flirt*

wichtig [...] für eine Bibliothek. Vielleicht ist diese Situation, dass man da sitzt, sich auf ein Anliegen konzentriert, sich mit einem Text befasst, oder mit dem Bild [...] und dann den Blick schweifen lässt und in dem Moment einfach so in die Gegend guckt und vielleicht einer Sache nachhängt oder in dem Moment auch gar nichts denkt. Vielleicht ist das da auch eine Situation, dass man besonders empfänglich ist.¹¹⁰

Hier bietet die Bibliothek ihre eigenartige Kombination von Öffentlichkeit und Privatheit. Der Aufenthalt dort ist auch stets eine Selbstoffenbarung, denn die Nutzer breiten Notizen und Manuskripte aus, zeigen durch Medien und einsehbare Bildschirme, womit sie sich beschäftigen, was sie also womöglich bewegt und interessiert. Viele der Anwesenden schreiben längere Forschungsarbeiten, die in dieser Lebensphase wesentlicher Teil ihres Alltags sind. Beide Bibliotheksgestalter erklären, dass dabei gerade Studierende dazu neigen, in einem hohem Maße „Privatheit zu produzieren“¹¹¹ im öffentlichen Raum Bibliothek, indem sie sich geradezu persönlich einrichten. Und dieses Maß an Intimität erzeugt natürlich auch Neugier und „Sehnsüchte“:

¹⁰⁹ Interview 3

¹¹⁰ Interview 13

¹¹¹ Ebd.

Neugierig! [...] es macht einen Riesenspaß! Gerade in der [Fachbibliothek X]. [Weil] Kunsthistoriker sehr unterschiedlich arbeiten und sehr unterschiedliche Themen bearbeiten, unterschiedliche Zeiträume bearbeiten, Gattungen und ... gerade an Orten wie der [Fachbibliothek X] unterschiedliche Hintergründe zusammentreffen – die Museumsleute da sitzen, aber auch die Leute aus der Uni und auch Leute, die dann keine klassischen Themen bearbeiten, wie ich. Und dann guckt man schon, was die anderen machen. Und überlegt auch: [...] ob die Leute in die eigenen Schubladen passen, die man hat für bestimmte ... Themen. [...] Das finde ich eine ganz merkwürdige Sache – man ist dann ja auch ein gutes Maß Voyeur, ne?¹¹²

Aber können wir uns vorstellen, dass dieser Voyeurismus unerwünscht ist? Wohl kaum. Einige der Nutzer geben ja an, durch die Anwesenheit der anderen „motiviert“ zu sein. Es liegt nahe, dass diese Motivation mit der Veröffentlichung des Privaten eng zusammenhängt. Indem ich mich zeige – und meine Tätigkeit und Interessen gleichermaßen – sehe ich mich selbst auf einmal aus zwei Perspektiven: aus der Ich-Perspektive zum einen, aus der Perspektive der anderen zum zweiten. Das heißt: Die Bibliothek generiert eine fast (psycho-)analytische Situation, in der ich mir selber über die Schulter blicke, weil die anderen in meine Such- und Arbeitsprozesse mittelbar eingebunden sind. Insofern meint das *Produzieren von Privatheit* nicht nur mich selbst, sondern immer auch die anderen mit, denen ich mich damit öffne und denen ich auch Signale sende. Dieselbe Kunsthistorikerin, die ihren eigenen *Voyeurismus* thematisiert, gibt übrigens an, niemals in Bibliotheken Fahrstühle zu benutzen:

Und ich benutze eben auch keine Aufzüge in Bibliotheken, lustigerweise. Warum, weiß ich nicht. Auch wenn ich ganz viele Bücher trage, benutze ich keinen Aufzug.¹¹³

¹¹² Interview 4

¹¹³ Ebd.

Andererseits schwärmt sie von den breiten Treppen in Sharouns Staatsbibliothek und von deren „phantastische[m]“ Format. Die Treppe als eine Art Laufsteg? Sehen und gesehen werden! Auch Jeffrey Gayton sieht diese Beziehung als Teil des „communal spirit“:

What they come for and value is the “communal” experience of seeing and being seen by others, quietly engaged in the same serious, studious activity.¹¹⁴

Also eine Attraktivität des selbst und der anderen durch die Tätigkeit, gleichzeitig „ein Ort der Beobachtung und der heimlichen Sehnsüchte“. Dabei scheint der *Flirt* keineswegs gezwungenermaßen – wie Gayton leider behauptet – der Arbeitsatmosphäre abträglich zu sein. Im Gegenteil, er ist ein Teil dieser Atmosphäre, wie eine Nutzerin erklärt:

Es gibt so Bekanntschaften oder so, reine Fixpunkte, die man so entwickelt, wenn man öfter in Bibliotheken geht. [...] die ich nicht kenne, die ich angucke, also: Männer, jetzt. Die ich angucke, denen ich wieder begegne, wenn ich auch lange nicht da war und mich freue. [...] Aber es ist natürlich auch ... eine nette Sache, wenn man so einfach nur guckt und so Leute wieder entdeckt, an denen man sich freut, mehr auch nicht. [...] Gehört auch dazu, sich vorher das zu überlegen, wer da heute wohl ist, ganz klar. Also so Orte, wo ich weiß, da gibt es immer wieder die gleichen Gesichter, die man gerne sieht. [...] das ist dann ... wirkt sich äußerst positiv auf meine Arbeitshaltung aus. [...] absolut anregend!¹¹⁵

Während die permanente Anwesenheit anderer also einerseits als „motivierend“ empfunden wird, spielt für diese Nutzerin offenbar auch ein unverbindlicher erotischer Aspekt eine Rolle: Explizit spricht sie von Männern – für sie also etwas *für's Auge*. Auch die Nutzerin aus Interview 8 spricht von einer sich wiederholenden und dabei höchst unverbindlichen Begegnung mit ei-

¹¹⁴ Gayton, S. 60

¹¹⁵ Interview 4

nem (männlichen) Nutzer, mit dem gelegentlich unverbindlich „geplaudert“ wurde und von dem sie sagt, dass es „erstaunlich“ gewesen sei, „wie sehr [ihr] die Figur nachher fehlte“¹¹⁶. Nehmen wir also den *Flirt* für das, was er eigentlich ist – eine spielerische und absichtslose Begegnung: Dann ist die Bibliothek ein perfekter Ort dafür. Arbeitssituation und Begegnungssituation gehen dort – zwischen Anonymität und Intimität – unmerklich ineinander über. Ganz so, wie im Bestand der Bibliothek vorschriftslos *gestöbert* und *flaniert* werden kann, finden auch die Begegnungen im Bibliotheksraum statt. Vielfach sitzen gerade in wissenschaftlichen Bibliotheken Menschen über längere Zeiträume, und so ergeben sich beispielsweise lockere oder ritualisierte Nachbarschaften¹¹⁷. Die entstehen aus unverbindlichen Sympathien heraus und dürfen folgenlos bleiben – oder können vertieft werden. Meist bleiben sie allerdings im Stadium des nicht-intentionalen Blickens und evtl. eines Schwärmens und stellen damit keinerlei Forderung an die Akteure. Der alltägliche Regelfall ist die Wahrung einer gewissen Distanz; wir haben schon im Beitrag des Nutzers aus Interview 1 im Zusammenhang mit dem Blick in die Weite des Raums zur Kenntnis nehmen können, dass die Beobachtung eines *hübschen Mädchens*, das die Treppen hinauf oder hinunter läuft, für ihn schlichtweg eine kurzweilige, unaufwändige und anregende Beschäftigung in Konzentrationspausen ist¹¹⁸. Der Hinweis passt natürlich wunderbar zu der fast schon verwunderten Feststellung der Nutzerin aus Interview 4, dass sie in Bibliotheken keine Fahrstühle, sondern nur Treppen benutzt – sehen und gesehen werden! Der Nutzer aus Interview 6 gibt schließlich zu bedenken, dass gerade das Vorhandensein einer gewissen „Distanz“ – „Sichtachsen [...] sollten aber großzügig sein“ – eine wichtige Voraussetzung ist, um eventuelle Situationen der Annäherung überhaupt aufbauen zu können.

¹¹⁶ Interview 8

¹¹⁷ Die Nutzerin in Interview 4 spricht denn auch von *Nachbarschaftspflege*.

¹¹⁸ Interview 1

Neben dem grundsätzlich flanierenden *Flirt*, der in aller Regel folgenlos bleibt, erfüllt die Bibliothek natürlich auch als mehr intentionaler Flirtort eine dankbare Funktion. Denn Sie hat gegenüber anderen Einrichtungen erhebliche Vorteile. Den Vorteil der langfristigen und wiederholten Anwesenheit vieler Figuren hatten wir schon erwähnt. Die Hoffnung auf die Möglichkeit einer – in welcher Weise auch immer – folgenreichen Begegnung dürfte für das Blicken und das Sehnen eine ebenso große Rolle spielen wie der simple Wohlfühlfaktor einer zwischenmenschlich knisternden Atmosphäre. Die Differenzen liegen irgendwo im Koordinatensystem von Stimmung und Lebensphase, und die Übergänge zwischen intentionaler und absichtsloser Sehnsucht sind freilich fließend. Zwischen massiv ablenkender Verliebtheit einerseits und anregendem Blickkontakt andererseits können, brauchen, wollen wir nicht (zu) trennen. Der Ort Bibliothek hat die Eigenschaft, dass er qua *Unausgesprochenheit* alles zulässt.

[...] für die Leute, die in die Bibliothek gehen, ist das – glaube ich – ein relativ wichtiger Faktor. [...] der akademische Heiratsmarkt sozusagen. Auf der anderen Seite [...], wenn man Flirten [...] als so was ganz Zufälliges sieht und nicht so zielgerichtet: „ich such jetzt hier was zum Heiraten oder für's Leben“ [...], ist das natürlich so, dass Flirten auch immer vorkommt. [...] das [ist] ja auch was völlig Normales. [...] jeder Mensch arbeitet eigentlich gerne in einer Umgebung, wo auch eine gewisse Sympathie herrscht. Also im Zwischenmenschlichen, aber vielleicht auch für die Umgebung selber oder: es ist eine sympathische Umgebung, man fühlt sich selber auch angenommen [...].¹¹⁹

Werfen wir einen Blick auf den Heiratsmarkt! In seiner äußersten Form (fast im Sinne einer Partnerbörse) scheint es zumindest anekdotische Evidenz zu geben:

Interessant ist ja zum Beispiel immer, wenn man sich anguckt, wie die Jura- und Medizinstudenten so über die ver-

¹¹⁹ Interview 12

schiedenen Bibliotheken verteilt sind [...] – es gibt dazu jetzt keine empirischen Nachweise – aber es ist ja ein offenes Geheimnis, dass Jurastudenten gerne in sprachwissenschaftlichen Bibliotheken arbeiten, weil da besonders viele Frauen sind, oder in der Kunstgeschichte [...].¹²⁰

Außerdem bietet der Ort für „Suchende“ in diesem Fall den Vorteil, dass nicht überstürzt gehandelt werden muss:

[IA] Und man kann über einen langen Zeitraum auch erstmal jemanden beobachten, ohne dass man direkt Kontakt aufnehmen muss, weil man denjenigen ansprechend findet. Man kann vielleicht erstmal so Verhaltensweisen beobachten und sich dann entscheiden, ob man sich vielleicht mal kennenlernen möchte.¹²¹

Konkret kann das beispielsweise so aussehen:

Einer Freundin wurde [...] mal ein Zettel – vielleicht sogar mit Blume – vor die Tür gelegt, also vor dem Carrel, das sie gerade hatte. Das war dann ... Gesprächsthema.¹²²

Wenden wir uns auch den Zwischentönen zu: Ein paar Interviewpartner haben über die Funktion des Flirtorts Bibliothek laut nachgedacht und dabei gefunden, was für ihn weiter charakteristisch sein könnte. Der Nutzer aus Interview 6 meint beispielsweise, die Bibliothek sei „für Schüchterne der beste Flirtort“, weil es dort,

wenn es dann zu einem Flirt kommt, [...] vielleicht sogar noch unverbindlicher ist als an vielen anderen Orten. Und es hat sogar noch einen größeren Alibi-Charakter, würde ich sagen. Weil ja quasi diese Arbeitssituation verbindet. Also zum Beispiel ein Flirt [...] in der U-Bahn [...] ist ja doch schon relativ eindeutig. Genauso ein Flirt im Café [...]. [Da] ist also die Absicht relativ schnell klar und eindeutig, dass es eben sich

¹²⁰ Interview 12

¹²¹ Interview 11

¹²² Interview 10

um einen Flirt handelt. Und bei einem Gespräch [...] beim Kaffee bei der Bibliothek ist das nicht so. Sondern da steht eigentlich immer im Vordergrund: wir arbeiten ja beide hier und haben ja dieses zu tun und jetzt haben wir halt eine Pause und unterhalten uns. [...] Und es ist natürlich auch eine – meiner Ansicht nach – eine angenehme Begleiterscheinung.¹²³

Der Alibi-Charakter: Wieder begegnen wir einer Art integrierter Schutzfunktion. Jede Bewegung darf Behauptung bleiben, auch hier zeigt sich also Unverbindlichkeit oder mindestens ein Schillern zwischen Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit. Dieses schillernde Moment erklärt auch eine andere Nutzerin:

Es ist halt nicht so wie eine Bar, wo man hingeht und weiß: Okay, ja, da kommen jetzt entsprechende Sprüche. [...] Sondern es ist halt doch [...] es hat halt was Subtiles, was aber für manche Leute deswegen spannender ist, als in eine Bar zu gehen und zu wissen, was läuft. Und es hat in der Atmosphäre sicher anregende ... aber eben dann auch wieder subtile und eben nicht so mit der Keule [...].¹²⁴

Demnach wäre die Bibliothek ja sogar flirtgemäßer als jede „Bar“, denn zum *Flirten* gehört natürlicherweise die Spannung, nicht genau zu wissen, ob etwas geschieht und wenn, dann: was? Die Ungewissheit und eine im Folgenden stattfindende Erfüllung – oder auch ein sich-in-Luft-Auflösen – sind im Moment des *Flirts* gleichermaßen enthalten:

[...] ich weiß gar nicht, ob ein Flirt überhaupt konkret sein kann. Das ist dann – glaube ich – schon wieder ... nicht langweilig, aber weniger interessant, wenn das dann konkret wäre. [...] Bibliotheken selbst sind ja schon irgendwie spannende Räume, also allein meistens, wie sie inszeniert sind [...] tragen die natürlich schon zu den Situationen bei, die man gerne wählen würde für eine Flirtsituation. Also meistens [...] wenn die Beleuchtung entsprechend ist, meistens

¹²³ Interview 6

¹²⁴ Interview 5

sind die ruhig, meistens hat das so was ... man fährt runter, man ist vielleicht vertraut mit, mit, oder ... ich weiß es nicht – also ich finde schon, dass Bibliotheken in dem Sinne ein anregendes Element haben.¹²⁵

Dieses Knistern, eine Art ständiger Konjunktiv, der in der Luft liegt und zunächst völlig unkonkret ist (und sein darf), entspricht auch dem Wunsch beider Bibliotheksgestalter, dass in Bibliotheken etwas zu entdecken sein soll¹²⁶ – sowohl im Raum als auch im Bestand. Beides passt zur „Suche“ des Studenten aus Interview 1.

Wenn die Flirtsituation allerdings konkret wird, bietet die Bibliothek durch eine gewisse Zuverlässigkeit des Aufenthalts – wie bereits beschrieben, gibt es in aller Regel häufiger gerade in wissenschaftlichen Bibliotheken Stammgäste – eine nahezu perfekte Voraussetzung:

[PD] [Flirten]: Vielleicht geht man auch mal in eine Bibliothek, um nicht zu arbeiten. Sondern weil man am vorigen Tag dort jemanden gesehen hat, der einem gefällt. Und man glaubt, ihn dort wieder zu treffen. [...] Also, es ist halt ein Ort, wo die Wahrscheinlichkeit dann relativ groß ist, dass man dieser Person vielleicht dann doch wieder begegnet.¹²⁷

Diese Mischung von Präsenz und Selbstbestimmtheit bietet kaum ein anderer Ort. Gerade im Hinblick auf universitäre Bibliotheken: In Seminaren und Vorlesungen ist man anwesend, aber nicht ansprechbar, in der Hektik des Ankommens und Aufbrechens liegt kaum die Möglichkeit einer unaufgeregten Beobachtung und Begegnung untereinander. Andere soziale Orte auf dem universitären Campus sind nicht unbedingt Räume eines sich wiederholenden und zuverlässigen Aufenthalts; zumal sie oft in bereits bestehender Gesellschaft frequentiert werden, beispielsweise mit einer Seminar-Clique oder einer bestehenden

¹²⁵ Interview 5

¹²⁶ Interviews 12 und 13

¹²⁷ Interview 11

Lerngruppe. Das Interesse am Einzelnen erfährt an einem Ort wie der Bibliothek hingegen schon durch die typische Arbeitssituation mehr Entfaltung. Die Begegnung der Blicke im Bibliotheksraum lässt sich viel unaufwändiger auf zwei beteiligte Personen beschränken. Diese Intimität, die vom Nutzer in Interview 3 ja schon mit der Intimität der Beschäftigung mit dem Lesestoff verglichen und verknüpft wurde, ist Folge des bibliothekstypischen Alleinseins. Ganz so, wie die Bibliothek für das Experiment in der Arbeit einen sicheren, ja „stabilen“¹²⁸ Raum bietet, ist sie für viele Menschen ein Raum der diskreten und sich ausprobierenden Kontaktaufnahme mit anderen. Eventuell steht in manchen Lebensphasen – gerade für Studierende – der suchende Blick oder das Flanieren im Raum sogar im Vordergrund, während die Arbeit zeitweise eine Art *notwendiges Übel* wird:

Auf der anderen Seite ist es in Bibliotheken natürlich so, dass auch immer vielleicht die Hoffnung mit so einer Begegnung verbunden ist, dass man sich wieder sieht, weil man ja den Raum dann oft auch relativ regelmäßig benutzt. Also gerade, wenn man oft in der Bibliothek arbeitet. Dann kann es ja schon so sein, dass man [...] denkt: „[...] vielleicht, wenn ich morgen komme, dann sind die Plätze wieder ganz anders verteilt, dann hat man vielleicht wieder andere Blicke [...]. Da sind Bibliotheken natürlich prädestiniert, weil sie [...] Orte sind, an die man auch mit einer gewissen Begründung immer wieder zurückkommt.“¹²⁹

Und eben dann – die „gewisse[] Begründung“ zeigt es an – besteht der schon vom Nutzer in Interview 6 formulierte „Alibi-Charakter“. Die Grenzen zwischen Behauptung (*etwa: ich arbeite dies und jenes*) und Realität (der Hoffnung und Sehnsucht nach Gespräch und Nähe im Kontrast zur einsamen Arbeit) können dabei nicht zum Gegenstand einer arbeitsmoralischen Einschät-

¹²⁸ Interview 8

¹²⁹ Interview 12

zung werden; etwa im Sinne eines „man geht doch in die Bibliothek, um zu arbeiten“¹³⁰ usw. – sondern beide Elemente bedingen einander sogar und konkurrieren miteinander. D. h. der *Flirt* (egal mit wem oder was) und die Motivation zur Arbeit können eng verwoben sein, wie uns auch einer der Bibliotheksgestalter durch eine Anekdote erfahren lässt:

Man geht dann eventuell auch am nächsten Tag in die Nähe [...], in den Bereich, in dem man sowieso schon am Tag vorher war, weil man da nämlich jemanden gesehen hat. Und es einen Blickkontakt gab und mhh – und vielleicht wird da ja mehr draus. Das ist in Bibliotheken Alltag. [...] Ja, das ist so ein gewisser Kitzel. Ich hab das als Student selber erlebt [...]. Da war ich in einer [...] Vorbereitung für eine Prüfung, und plötzlich war dieser Kitzel da, und das war sehr aufregend, jeden Morgen da wieder in die Bibliothek zu kommen, um das vertraute Gesicht zu sehen. [...] Das kann ein Motivationsloch geben, wenn der Flirt dann [...] unterbrochen wird, plötzlich. Das ist schlecht für die wissenschaftliche Arbeit.¹³¹

Niemand wird bestreiten, dass ein gewisses Maß an Verliebtheit neben ihren ablenkenden Aspekten auch ein sehr anregendes Alltagselement sein kann. Die Balance zwischen dem Sinneseindruck schöner Menschen und einem Thema (seinem Thema) zu halten, ist und bleibt natürlich Aufgabe des Akteurs, also des Nutzers, des *Bibliotheksgasts*.¹³² Wie einem Restaurantgast bleibt es auch ihm überlassen, ob der Hauptreiz für ihn in der Beobachtung der anderen Gäste oder in der guten Speise besteht, d. h. der Beobachtung oder Interaktion mit den anderen Bibliotheksgästen oder seiner eigenen Arbeit. Die dem Menschen wohl angemessenste – und also eine wünschenswerte – Situation dürfte indes sein, beides gleichermaßen und in einem Wechselspiel aus

¹³⁰ Interview 12

¹³¹ Interview 13

¹³² So findet etwa der Nutzer in Interview 7: „[...] da hat man zwei im Grunde angenehme Sinnesangebote, nämlich das des Buches und das anderer Leute, die sich schon gegenseitig auskonkurrieren können.“

Nähe und Distanz, aus Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit, zu genießen. Die Stimmen in den Interviews weisen denn auch darauf hin, dass Bibliotheksnutzer die Mischung aus beiden Sinnesangeboten eher schätzen als sie für eine Qual der Wahl zu halten.

Horizontenerweiterung – Bibliothek vs. nervenaufreibender Isolation

Die Bibliothek bietet eine spezielle „Bibliothekskonzentration“, unterstützt durch eine konzentrationsfördernde Raum- und Infrastruktur. Sie bietet im Kontrast bestenfalls auch Weite und Ablenkung und ist dadurch, dass viele Menschen in ihr auf vielerlei Pfaden unterwegs sind, auch ein wichtiges Soziotop, das Kontaktaufnahme und die Wahrung von Abstand gleichermaßen ermöglicht. Wir wollen uns hier einem Aspekt des sozialen und intellektuellen Orts Bibliothek zuwenden, der bereits kurz angeklungen ist: Die Nutzerin in Interview 8 hat besonders auf den Kontrast der Bibliothek gegenüber ihrer häuslichen Einsamkeit hingewiesen. Damit hat die Bibliothek auch einen im wahrsten Sinne des Wortes *tröstenden* Charakter. Die Einsamkeit wissenschaftlicher Arbeit – insbesondere im Rahmen längerer Abschluss- oder Forschungsarbeiten oder im Rahmen langwieriger Prüfungsvorbereitungen – kann geradezu zermürend sein. Dieser nicht zu unterschätzenden Schrecklichkeit des akademischen Alltags setzt die Bibliothek eine recht heimelige, ja heimatliche *Vision* des Arbeitens entgegen. Gute Räume vorausgesetzt, ersetzt sie vielfach den heimischen Schreibtisch und auch den Schreibtisch im Büro, wir haben das an einigen Interviewbeispielen gesehen. Hier ein paar Aussagen aus dem Interview 8 dazu:

[...] ich muss sagen: ich selber, wenn ich nur zu Hause wäre den ganzen Tag und mich würde niemand sehen, dann ... wäre das wahrscheinlich auch ... nicht so toll auf die Dauer. Also es gibt Phasen, wo ich nur zu Hause arbeite; zum Beispiel bei der Endredaktion der Habil-Schrift. Oder bei der Endfassung der Magisterarbeit [...], da habe ich mich zu

Hause für vier Tage völlig verbarrikadiert. Aber das ist kein guter Zustand [...] Ich habe früher [...] die ersten vier Jahre immer im Büro gegessen. Und das würde ich nie wieder machen wollen. Man dreht in so einer [...] Abgeschiedenheit in den Gedanken so vor sich hin.¹³³

Das Verbarrikadieren – „kein guter Zustand“. Das beständige Kreisen um sich selbst und das eigene Thema ohne Möglichkeit des Abschweifens zu anderen Menschen oder des Abschweifens im Thema über die am Arbeitsplatz verfügbare Literatur hinaus sind Einengungen des Horizonts, die in der Bibliothek nicht in Kauf genommen werden müssen. Der Nutzer aus Interview 6 fächert das weiter auf:

Ich könnte mir vorstellen, dass gerade bei längeren Arbeitsperioden dieses zu-Hause-Arbeiten tatsächlich auch nervenaufreibender wäre, anstrengender wäre. Jeden Tag also quasi in seiner Studierstube zu sitzen für sich selbst und ... immer nur – nicht nur [...], was die Arbeit selbst angeht, sondern auch sozial – in seinem eigenen Bereich sich nur aufzuhalten, immer nur auf sich selbst bezogen zu sein. [...] Und [...] man sieht es ja auch häufig bei anderen, dass ja diese Kommunikation auch gesucht wird. Also, dass man zum Beispiel mit [...] anderen zusammen dann Mittag isst. Oder einen Kaffee trinken geht und so. Das sind ja Dinge, die dazu gehören und die dann tatsächlich einen Großteil des sozialen Lebens ausmachen, wenn man intensiv arbeitet, jetzt [...] an einer Abschlussarbeit sitzt und so weiter. Und wenn man sich jetzt in die zahlreichen Kommilitonen hineinversetzt, die dann jetzt ihre Magisterarbeit schreiben oder ihre Staatsexamensarbeit [...], sich auf Prüfungen vorbereiten, das sind ja Arbeitsperioden von [...] mehreren Wochen bis Monaten und da [...], wenn sie nur zu Hause säßen oder in einer Bibliothek, in der es nur abgeschlossene Räume gäbe, in denen man quasi nur allein sein könnte, dann würde es – glaube ich – ganz schön bedrückend sein für die meisten. Und so ist dann die Mög-

¹³³ Interview 8

lichkeit der Kommunikation und des Soziallebens innerhalb einer Bibliothek – wie so eine Art besonderes Soziotop – ganz wichtig. Um den Bibliotheksbesuch effektiver auch zu machen [...], weil es mit Sicherheit Energie gibt, weiter zu arbeiten und besser zu arbeiten [...]¹³⁴

Dabei sind – wie wir schon in mehrerlei Hinsicht haben sehen können – die anderen Menschen konstitutiv für eine gemeinschaftliche Arbeitsatmosphäre. Neben dem Spektrum zwischen unpersönlichen („Statisten“) und persönlichen (*Flirt*) Begegnungen bilden die anderen Menschen aber auch eine Art *Zwangsgemeinschaft* im besten Sinne. Derselbe Nutzer beschreibt, dass Gespräche in der (oder am Rande der) Bibliothek stets an irgendeinem Punkt den Austausch über die Tätigkeit in der Bibliothek beinhalten und dass es sich bei den anderen Bibliotheksnutzern oft um Gesprächspartner handelt, mit denen über diese Themen mehr oder weniger intensiv gesprochen werden kann – während im privaten Umfeld das Prüfungs- oder Arbeitsthema nur selten ein echter Gesprächsstoff ist. Er nennt das sogar eine Art von indirekter „soziale[r] Auseinandersetzung mit seinem Thema“¹³⁵. Wenigstens werde irgendwann die Frage gestellt „was machst du?“¹³⁶. Schon das Sprechen über die eigene Arbeit und also die Einbindung dessen, was zur täglichen Beschäftigung gehört, in einen sozialen Kontext, trägt zur Überwindung einer Isolation bei – und damit zu einer Horizonterweiterung.

Doch es handelt sich bei der Horizonterweiterung in der Bibliothek nicht nur um eine soziale Öffnung der arbeitenden Klausursituation. Bereits erwähnt wurde hier ja das „Browsen“ durch den Bestand. Denn selbst wenn über digitale Ressourcen große Massen an Literatur verfügbar sind, selbst wenn durch inhouse-Digitalisierung und Kopiermöglichkeiten inzwischen die Literaturversorgung daheim unproblematisch geworden ist,

¹³⁴ Interview 6

¹³⁵ Ebd.

¹³⁶ Ebd.

selbst dann hat das *Stöbern* im offline-Bestand noch eine sehr viel geselligere Qualität – gesellig mit den vorliegenden Materialien. Eine beispielhafte Aussage aus einem Interview dazu:

Das Flanieren [in der Bibliothek] ist natürlich auch so, dass man nicht nur sich die Beine vertreibt [sic], sondern auch gleichzeitig die entsprechenden Publikationen oder Bücher, die direkt neben dem Projekt sind, an dem man gerade arbeitet, immer griffbereit zur Hand hat. Sodass man auch immer mal ein paar Seiten irgendwo blättern kann, lesen kann oder irgendwo guckt, ob man etwas Anregendes findet. Und das unterscheidet die Bibliothek eben auch ganz wesentlich vom eigenen Arbeitsplatz zu Hause, wo man ja immer nur die wirklich relevante Literatur zur Verfügung hat. Und eben nicht mal kurz nachschlagen kann, was hat XY 1987 eigentlich geschrieben?¹³⁷

Es geht dabei demnach nicht bloß darum, das Material zur Verfügung zu haben, das in der eigenen Literaturliste vorgesehen ist oder das zum aktuellen Projekt passt, sondern: In diesem Flanieren liegt die Möglichkeit, das bisher betretene Terrain zu verlassen und abzuschweifen, d. h. auch hier: den *Flirt* zu suchen mit dem unbekannten Thema oder der unbekannten thematischen Verwandtschaft. Die Schlüsselformulierungen sind „irgendwo blättern“ oder „etwas Anregendes finde[n]“. Diese Suchbewegungen gleichen dem absichtslosen Blicken im Raum, sie sind Teil der Leidenschaft zur Bibliothek:

Also in gewisser Hinsicht so eine Art Anziehungskraft dieser Bücherregale, dass man da rangehen kann und auch mal schauen und so ein bisschen stöbern und so weiter. Das ist vielleicht so eine [...] Suchleidenschaft, so ein bisschen Jagdinstinkt [...] nach dem Buch, nach dem richtigen, was man jetzt braucht oder was noch interessant sein könnte. Das zum Beispiel macht für mich auch eine Bibliothek aus.¹³⁸

¹³⁷ Interview 1

¹³⁸ Interview 6

Ein anderer Nutzer zieht sich bewusst in eine bestimmte Fachbibliothek außerhalb seiner Heimatstadt zurück, um nicht zu sehr von dieser „Suchleidenschaft“ abgelenkt zu werden:

[...] während ich hier in Bibliotheken dann vielleicht die Neigung hätte, an den Bücherregalen entlangzugehen und herum zu bibliographieren, was ich nicht bibliographieren muss [...]¹³⁹

Von den schier unbegrenzten Möglichkeiten, die im vorhandenen und physisch greifbaren Bestand stecken, geht eine Verführung aus, die allem Anschein nach mindestens appetitanregend ist. Eine Nutzerin erzählt beispielsweise, dass sie – trotz ihrer Vertrautheit mit der online-Nutzung – gerne in den Hardcopies der Fachzeitschriften blättert, weil sie sich so ein dauerhafteres Bild verschafft; sie will das Material „in der Hand“ haben, weil der Eindruck dadurch „bleibe[]“. Und: „Diese Eindrücke sind viel stärker als der Klick im Internet“.¹⁴⁰ Sehr schön bündelt diese Aspekte einer der Bibliotheksgestalter in Erinnerung an seine einstige Bibliotheksnutzung im Rahmen der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit:

Es ist eine Browsingmöglichkeit, die mit dem Gedruckten anders gewesen ist als mit dem Digitalen. [...] man ist flaniert im geistigen Sinne, das heißt: Man hat einen Zeitschriftenaufsatz gesucht und gefunden und hat dann drumrum geguckt und Dinge entdeckt. Also: Dinge entdecken. Während man recherchiert drumherum, da konnte man sich auch verlieren, das hat man auch. Man hat aber tolle Sachen entdeckt. Und das hat qualitativ ein anderes Niveau als heute – sagen wir mal: Googlen. [...] in gewisser Weise konnte man sich da auch verlieren – aber das war spannend.¹⁴¹

¹³⁹ Interview 7

¹⁴⁰ Interview 8

¹⁴¹ Interview 13

Sich verlieren – das ist beim heimischen *vor-sich-Hinbrüten*¹⁴² natürlich nicht möglich, in kaum einer Hinsicht. Die Bibliothek damit auch: ein Ort der Möglichkeiten. Dabei ist es eventuell weniger wichtig, diese Möglichkeiten tatsächlich zu nutzen – als vielmehr zu wissen, *dass es sie gibt*. In diesem Möglichkeitssinn liegt immer auch eine süße *Magie*, denn das unausgesprochen Denkbare hat eine verführerische Gewalt, indem es – mit dem *Flirt* verwandt – Sehnsüchte und Hoffnungen schürt. Dem eigenen Arbeiten bietet die Bibliothek durch ihre online- und offline-Ressourcen eine Unzahl an Wegweisern, in beliebig viele Richtungen weiterzustößen. Und das vermittelt vor allem ein Gefühl der Grenzenlosigkeit.¹⁴³ Diese Großzügigkeit kann die Bibliothek baulich-gestalterisch ostentativ inszenieren – oder auch nicht:

„proud, upliftet, motivated“

Mark Haysom, Direktor des britischen Bildungsrats („Learning and Skill Council“) wird in der JISC-Publikation „Designing Spaces for Effective Learning“ von 2006 mit folgendem Bekenntnis zitiert:

I believe passionately that when you walk through the door of a place of learning, you should feel proud, uplifted, motivated. ... That should be our intent.¹⁴⁴

Wir werden uns in Kürze diesem interessanten Diktum widmen. Zunächst wollen wir schauen, was Nutzer und Gestalter über Eingangsbereiche sagen. Einer der Nutzer bezeichnet den Eingangsbereich der Bibliothek als „Übergangszone [...] zwischen der Außenwelt in die[] Konzentrationswelt der Bibliothek“, man

¹⁴² Interview 6

¹⁴³ Diese Magie oder Aura, die sich auch in „Oomph“ oder „Wow“ verbirgt (bzw. darin fortgesetzt sein sollte), erinnert an Jorge Luis Borges' „Bibliothek von Babel“, in der die Bibliothek als Endlospuzzle „sechseckiger Galerien“ identisch mit dem „Universum“ ist und jeden nur vorstellbaren Text enthält – die Kausalbeziehung zwischen Universum und Bibliothek mag hier beliebig sein.

¹⁴⁴ JISC, S. 9 (JISC=„Joint Information Systems Committee“)

trete „in eine andere Welt ein“¹⁴⁵. Auch einer der Bibliotheksgealter spricht von einem „Übergangsbereich“:

[...] für mich ist es wichtig, dass man im Eingangsbereich einen Übergangsbereich zwischen [...] dem Stadtraum und dem Bibliotheksraum schafft, der [...] eine Art Zone des Bewusstwerdens: „ich betrete jetzt eine Bibliothek“ ist. Wo man sich aber auf der anderen Seite [...] noch relativ frei bewegen kann und frei fühlen kann. [...] idealerweise werden meiner Meinung nach da natürlich [...] Bereiche wie Cafeteria, Ausstellungsbereiche – also da, wo sich die Bibliothek nach außen öffnet – untergebracht. [...] dass man [...] diesen Übergangsbereich vom Flaneur der Stadt zum Bibliotheksnutzer [...] bewusst gestaltet, dazu gehört auch, dass die Bibliothek sehr offen ist. Also nicht ein kleines Loch irgendwo in der Wand, sondern der Eingangsbereich muss schon offen sein.¹⁴⁶

Zu diesem Vorgang des Betretens gehören zum einen die Offenheit, also eine gewisse Großzügigkeit im Bau, und zum anderen ein einladender Charakter im Sinne des Empfangenwerdens. Wir alle kennen Bibliothekseingänge, an denen Nutzer zuallererst durch Hinweisschilder oder – schlimmstenfalls – ausgehängte Computerausdrucke gemäßregelt werden, was gestattet ist bzw. was vor allem nicht gestattet ist. Sicherlich gehen solche schriftlichen Maßregelungen aus legitimen Motivationen seitens der Bibliothekare hervor und sind in vielen Fällen inhaltlich nachvollziehbar. Anscheinend wird aber gelegentlich nicht der richtige Ton gefunden. Das Gestalterinnenduo in Interview 11 spricht von fehlender „Kommunikationshierarchie“:

[IA] Welche Informationen sind am wichtigsten, und welche müssen sich eigentlich unterordnen? Und das kann man ja im Prinzip schon grafisch lösen [...]. [...] es müsste vielleicht jemanden geben, der das ordnet, strukturiert – und der auch eine Hierarchie innerhalb dieser Informationsblätter aufbaut,

¹⁴⁵ Interview 3

¹⁴⁶ Interview 12

weil dadurch hat man so eine Überflutung von Information, wo wir jetzt auch als Gestalter merken: da sind teilweise Sätze formuliert, die gar nicht notwendig wären. Man könnte den einen Satz auf ein Wort reduzieren. Und das führt dann eben dazu, dass man in eine Räumlichkeit kommt und schon gar nicht gewillt dazu ist, alles zu lesen – sondern man will ja sehr einfach geleitet und geführt werden.¹⁴⁷

Und dabei geht es nicht nur um orientierende Information, sondern auch um die Vermittlung eines Gefühls:

[PD] [...] derjenige, der am Eingang steht, sollte mich freundlich anlächeln.

[IA] Und es muss auch ein einladender Eingang sein, wo ich so direkt in den Arm genommen werde.¹⁴⁸

Insbesondere mit der Freundlichkeit und Großzügigkeit von Eingangsbereichen scheinen einige Bibliotheksnutzer schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Interviewbeiträge legen das jedenfalls nahe:

[Eingangsbereiche] sollten einladend sein. Also man soll gerne reinkommen und nicht sofort durch tausend Plakate und Verbote und was man darf und was man nicht darf und was man erstmal machen soll, abgeschreckt werden und verunsichert werden – und am liebsten wieder umkehren.¹⁴⁹

Und bei einer anderen Nutzerin:

Der Eingangsbereich sollte nicht so sein, dass man das Gefühl hat, man ist da nicht geduldet. [...] Ich finde, der Eingangsbereich sollte wirklich ein Portal sein zur Bibliothek, also: einladend, und nicht so: au weia, jetzt gehe ich in die Bibliothek [...].¹⁵⁰

¹⁴⁷ Interview 11

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ Interview 5

¹⁵⁰ Interview 8

Ebenso in Interview 4:

Ich werde gern begrüßt, wahnsinnig gern. [...] wenn man an einen Ort geht, an den man oft geht, dann ... mag ich keine Schranke. Ich guck gern in ein Gesicht, das mir nicht nur sagt: Du darfst dein Buch jetzt nicht mit rein tragen oder lass die Tasche draußen oder so. [...] Eingangsbereiche, ja – sie sollen einen Willkommen heißen und sie sollen einem zeigen, dass sie eine Bibliothek sind und nicht ... eine Autowaschanlage.

Unmöglich zu erfüllen sind diese legitimen (und der Institution freundlich gesonnenen!) Nutzerwünsche insbesondere dann, wenn Bibliothekseingänge aus organisatorischen oder anderen Gründen zu Barrieren gestaltet werden¹⁵¹, beispielsweise ein Vorzeigen des Bibliotheksausweises erforderlich wird oder sogar das Aufsichtspersonal unfreundlich ist. Ein Nutzer findet es explizit lästig, wenn er seinen Ausweis bei jedem Gang in die und aus der Bibliothek vorzeigen muss¹⁵², und eine Nutzerin bedauert es, dass Eingangsbereiche häufig von Wachdiensten beaufsichtigt werden¹⁵³, was natürlicherweise kaum zu Auftrag und Ambiente der Einrichtung passen kann. Die *Aufsichts*-Situation ist problematisch – sie ist an sich bereits ein unfreundlicher Akt, und es muss Gestaltungswille investiert werden, um eine angemessene Umsetzung dieser Art von Kontrolle zu erreichen. Eingänge haben – das wird man akzeptieren müssen – auch immer ein gewisses Unordnungs- oder Anarchie-Potenzial. Eingangsbereiche sind *die* Treffpunkte in Bibliotheken schlechthin, sie sind oft mit Schließfachanlagen oder Garderoben ausgestattet und dienen ggf. einem letzten Wortwechsel zwischen in die Bibliothek ein tretenden Personen. Außerdem sind wir heute mit dem kaum

¹⁵¹ Einer der Bibliotheksgestalter erzählt etwa von einem Bibliotheksbesuch, bei dem er einen durch nachträgliche Veränderung des architektonischen Zustands „zerstörten“ Eingangsbereich gesehen hat. Die ursprüngliche Architektur kann somit ihre großzügige Wirkung nicht mehr entfalten. Siehe Interview 13.

¹⁵² Interview 6

¹⁵³ Interview 10

mehr lösbaren Problem der Mobiltelefonbenutzung auf diesen Flächen konfrontiert. Diesen Eigenschaften kann durch unfreundliche und überbordende Mengen von ausgehängten Textnachrichten nicht adäquat begegnet werden; die Zettel- und Schilderfluten in manch einem Bibliothekseingang sind letztlich nichts weiter als dokumentierte Überforderung mit der Eingangssituation. Insofern sind diese räumlichen Settings echte Herausforderungen für gestaltende Bibliothekare, zumal in bereits bestehenden Bauten (im schlimmsten Fall nicht einmal echte Bibliotheksgebäude) häufig kaum Möglichkeiten bestehen, die Anforderungen an einen bibliotheksgerechten Eingang in ausreichendem Maße zu berücksichtigen. Hier sollte demnach auch an professioneller Hilfe nicht gespart werden, denn Eingangsbereiche werden als Visitenkarten der Einrichtungen empfunden:

So wie sich die Bibliothek im Eingangsbereich präsentiert, das sagt schon viel über den Bibliotheksbereich hinter dem Eingang aus.¹⁵⁴

Und:

[IA] Wenn ich da [im Eingangsbereich] das Gefühl hab, dass da schon das Konzept beginnt, dann weiß ich auch: das wird sich durch das ganze Gebäude ziehen. Und wenn der Eingangsbereich vernachlässigt ist, dann kann man davon ausgehen, dass – ja – die anderen Bereiche auch nicht so durchweg gestaltet sind.¹⁵⁵

Im Eingangsbereich werden eine Erwartungshaltung erzeugt und ein Raumgefühl bereits prädisponiert; das Passieren dieser atmosphärisch vorbereitenden Flächen ist Einstimmung auf das, was nach ihnen kommt. Wie auch in Begegnungen mit anderen Menschen sind die ersten Momente unverhältnismäßig entscheidend für Sympathie und Antipathie. Der Bibliothek geht es in dieser Hinsicht nicht anders: Auch sie zeigt ihr Gesicht, begrüßt

¹⁵⁴ Interview 1

¹⁵⁵ Interview 11

oder erschreckt, heißt willkommen oder nervt. Sie kann im schlimmsten Fall ein Gefühl von Unfreiheit und Kontrolle provozieren oder im besten Fall – und ihrem natürlichen Potenzial entsprechend – schon im Eingangsbereich zeigen, dass sie ein Ort der Freiheit und – ja! – Großzügigkeit ist. Warum sollen Bibliotheken großzügig sein? Wir erinnern uns an Haysoms Überzeugung, nach der man einen Lernort erhobenen Hauptes und motiviert betreten können sollte. Auch einer der Bibliotheksgealter äußert sich in diesem Sinne. Er versucht, dieses Moment der Begegnung Mensch und Bibliothek zu umschreiben; ganz und gar griffig werden seine Erklärungsversuche nicht, was jedoch an dem Phänomen selbst liegt – dennoch: Jeder Leser mit Herz und Verstand wird begreifen, worum es ihm geht:

[...] das [...] geht so ins Ästhetische: Der Weg ist wichtig. Vom Arbeitsplatz in die Pause und zurück. Wie überhaupt der Weg an den Arbeitsplatz wichtig ist. Der Weg heißt: das ist was Atmosphärisches. Für den normalen Studierenden eines geisteswissenschaftlichen Faches [...] ist der Arbeitsplatz in der Bibliothek der zentrale Ort, an dem die meisten Studierenden die meisten Stunden verbringen. [...] der Weg dahin und der Arbeitsplatz – weil er so wichtig ist, soll man sich auch wichtig fühlen, wenn man dahin geht. Das ist was Besonderes. Das ist der Mittelpunkt meines Tages. Das ist das, was ich arbeite, da arbeite ich auf meinen Studienabschluss hin, das wird später die Grundlage für meinen Beruf und so weiter. Also das ist der Mittelpunkt des Tages, würde ich behaupten. Deswegen sollte das angenehm sein. Nicht nur der Aufenthalt dort, sondern auch der Weg dahin. Wenn ich also durch irgendwelche dunklen, schmutzigen Flure gehe, um endlich in die Bibliothek zu kommen, dann ist das kontraproduktiv. Also wenn ich die Bibliothek betrete, muss diese Bibliothek eine gewisse Ausstrahlung haben, die muss was vermitteln. Und dieser Weg an den Arbeitsplatz und wieder zurück – das kann man bei Nutzern beobachten – hat ja auch ... das ist ... Schlendern klingt jetzt falsch. Aber wenn die sich zum Beispiel verabreden und sie treffen sich [...] und verlas-

sen gemeinsam die Bibliothek zur Pause [...], dann bewegen die sich anders, wie wenn sie jetzt nur vom Eingang der Universität in den Hörsaal gehen. Ich weiß nicht, ob ich das richtig beschreiben kann. Es ist kein Laufsteg, das meine ich nicht. Aber trotzdem ist es: ich gehe an meinen Arbeitsplatz. Das ist was anders als: ich gehe in die Mensa. Oder: ich gehe in den Hörsaal. [...] Es ist wichtig, wenn das Ambiente gut ist, wenn man atmosphärisch eingestimmt wird beim Betreten der Bibliothek in das, was da am Arbeitsplatz passiert – farblich, akustisch. Das ist wichtig. Da spielen dann auch ganz formale Dinge eine Rolle: [...] dass der Weg als Weg erkennbar ist. Wer in die Pause geht, nimmt die Hauptwege – und nicht hinten rum. Also da, wo die Schilder sind [...], wo man andere Leute trifft, wo sich Wege verzweigen [...].¹⁵⁶

Es handelt sich wieder um eine kaum präzise fassbare Erfahrung; ob das Bedürfnis nach ihr nur bei geisteswissenschaftlichen Studierenden besteht, sei hier dahingestellt¹⁵⁷. Haysoms Statement und das des Bibliotheksgestalters aus Interview 13 zeigen etwas an, was Bibliotheken heute mehr denn je beschäftigen wird. Denn mit der Studienreform ist aus einer Kultur des Lehrens eine Kultur des Lernens geworden, und damit spielen die Umgebungsvariablen des Lernorts nun eine weitaus größere Rolle. Die Bibliothek ist keine Versorgungseinrichtung, sie ist ein Aufenthaltsraum erster Güte, dessen sinnlich wahrnehmbare Qualität ziemlich direkt auf die dort verrichtete Arbeit zurückwirkt. Die erwähnte JISC-Publikation „Designing Spaces for Effective Learning“ formuliert denn auch recht deutlich, dass ästhetische und soziale Rahmenbedingungen entscheidende Rollen für Motivationserfolge von physischen Lernumgebungen spielen.¹⁵⁸ Insofern ist der Hinweis des Bibliotheksgestalters, der Gang durch *dunkle, schmuddelige Flure* sei kontraproduktiv, absolut nachvollziehbar. Wer das Gefühl hat, an einem Ort zu sein,

¹⁵⁶ Interview 13

¹⁵⁷ Der Verfasser glaubt es jedenfalls nicht.

¹⁵⁸ JISC, S. 4 und S. 8

dem Aufmerksamkeit auch im Gestalten zugute kam, der wird auch das Gefühl haben, selber mittelbar Aufmerksamkeit zu erfahren. Vernachlässigte Umgebungen sind – eben im Sinne des sich-Vorbereitens auf die eigene berufliche Zukunft – keine vielversprechenden Rahmenbedingungen. Ein Ort hingegen, an dem Menschen sich gerne zeigen und aufhalten, wird auch ohne Weiteres zu langfristigen Aufenthalten einladen – und so Vertrautheit und Identifikation mit dem eigenen Arbeiten wesentlich verbessern.

So wenig sich derartige atmosphärische Bedingungen auch direkt messen lassen – der Augenschein wird entscheiden – so sehr sind sie doch integraler Bestandteil der *Funktion* von Bibliotheken. Denn die Bibliothek ist nicht bloß Lieferant für Information, sondern sie vermittelt auch ein Lebens- und Arbeitsgefühl. Demnach gehört die Chance des *Flirts* mit dem Raum ebenso zum Aufgabenkatalog der Institution wie der Zugriff auf das E-Journal. Und dieses Gefühl vermittelt sich optimalerweise bereits beim Eintreten in den Bibliotheksraum. Mit eben dieser *Einstimmung* auf Raum und Tätigkeit zugleich zeigt sich auch, dass beide Elemente sich zueinander komplementär verhalten sollten. Die Bibliothek ist ein Raum für eine Reihe bestimmter (und gelegentlich: weniger bestimmter) Zwecke; und dem begegnet sie nicht bloß im klassischen funktionalen Sinne, sondern auch im Sinne von *Umgebung*. Der Bibliotheksgestalter in Interview 12 formuliert das so, „dass der Sinn des Raumes im Raum erkennbar sein muss.“¹⁵⁹

Settings – Landschaften

Zum Schluss soll noch auf ein Detail eingegangen werden, das direkt mit dem Eingehen der Bibliothek auf die atmosphärischen Bedürfnisse ihrer Nutzer zusammenhängt. Es sei an dieser Stelle an die Notwendigkeit erinnert, nicht nur flexibel auf organisatorische, technische und technologische Veränderungen zu

¹⁵⁹ Interview 12

reagieren, sondern auch arbeits- und lebensphasenabhängigen, sowie fach- und persönlichkeitspezifischen Unterschieden in den Erwartungen und Bedürfnissen der Nutzer gerecht zu werden. Dazu ein Zitat aus Alberto Manguels „Die Bibliothek bei Nacht“:

Es gibt Leser, die eine Geschichte am liebsten in einem winzigen Raum einsperren wollen; anderen bietet ein weiträumiger, runder, öffentlicher Raum eher die Möglichkeit, sich vorzustellen, wie der Text sich zu fernen Horizonten hin entfaltet, wieder andere finden Gefallen an einem Labyrinth von Räumen, das sie von Kapitel zu Kapitel durchwandern können. Ich selbst träumte von einer niedrigen, langgestreckten Bibliothek, wo die beleuchteten Inseln auf meinem Schreibtisch immer von [...] Dunkelheit umgeben waren [...].¹⁶⁰

Das ist ein (zunächst literarisches) Plädoyer für die Vielfalt der räumlichen Gestalt von Bibliotheken. Es beinhaltet auch eine Vielseitigkeit der Aufenthaltssituationen im Detail und ggf. auch der Launen von Nutzern. Manguel erklärt mithin den natürlichen Umstand, dass jeder Leser es anders haben möchte. Während Bibliothekare noch vor wenigen Jahrzehnten möglicherweise für derartige „Extrawünsche“ ihrer Nutzer kein Verständnis gehabt hätten, und Cookie Monster in der Sesame Street in den 1970er Jahren vom Bibliothekar verständnislos und energisch belehrt wird, dass es in der Bibliothek natürlich keine „cookies“ („just books, books!“) gibt, können wir uns heute eine Vielfalt von arbeitenden und erholsamen Situationen in Bibliotheksräumen nicht nur vorstellen, wir halten sie sogar für unabdingbar – bestenfalls sogar inklusive der Kekse (oder anderer Snacks) in bestimmten Bereichen (oder zumindest in unmittelbarer Nähe) der Bibliothek. Das sieht auch eine Nutzerin so:

Ganz extrem wichtig, dass man innerhalb so einer Bibliothek seine verschiedenen Arbeitsmodi auch ausleben kann. Und auch Entspannungsmodi. [...] Und man muss ein Buch in der Hand halten können. Und man muss einen großen Bildband

¹⁶⁰ Manguel, S. 153

auf einem großen Tisch ablegen können. Und ein Taschenbuch auch mal an einem kleinen Tisch. Und man muss auch mal mit einem Buch stehen können. [...] [Sitzecken und Loungebereiche]: Ich finde das ganz toll. [...] Natürlich gibt es so die Idee eines Ohrensessels, wo man auch immer noch alleine für sich arbeitet. Aber es gibt eben auch dann die Möglichkeit, miteinander über die Bücher ins Gespräch zu kommen an solchen Orten, die etwas relaxter sind [...] wie in der Cafeteria. [...] guter Kaffee! Es gibt ihn nicht, es gibt ihn nirgends! [...] Und keine oh! – Standardware zu Flughafenpreisen!¹⁶¹

Im Sinne einer Diversifikation der Arbeits- und Entspannungsmodi äußern sich auch die Bibliotheksgestalter, zunächst aus Interview 12:

Das Wichtigste [...]: dass man es schafft, zu einem Ensemble von verschiedenen Arbeitsbereichen zu kommen, die verschiedene Interessen der Leute ansprechen. [...] dass man auf der einen Seite [...] relativ vereinzelte Arbeitsplätze hat und dass man auf der anderen Seite aber auch Arbeitsbereiche schafft, in denen sehr viele Arbeitsplätze sind, in denen man ganz stark diesen Kontakt zu anderen erleben kann im Arbeiten.¹⁶²

Und aus Interview 13:

Es braucht den Einzelarbeitsplatz für die Schreibtischsituation [...], den braucht es in unterschiedlicher Anordnung, auch in unterschiedlichen Größen, den braucht es in einem ruhigeren und einem etwas lauterem Bereich [...]. Den braucht es auch in der Gruppensituation, Gruppenarbeitsraum oder [...] ähnlich[]. Es braucht die Bereiche, wo ich gemütlicher, sesselartiger alleine und in einer Situation, wo ich kommunizieren kann, dass ich diese beiden Bereiche habe. Dass ich die Bereiche habe, dass es dazu einlädt, mit den vorhandenen Medien

¹⁶¹ Interview 4

¹⁶² Interview 12

dort loungig zu sitzen oder ohne. Es muss die Stehmöglichkeit geben, im Stehen zu arbeiten [...]. Viele sagen auch, man sollte die Möglichkeit bieten, [...] eine Weile auf dem Boden [zu] sitzen. [...] Ich beobachte das, dass es Nutzer gibt, die dieses Bedürfnis haben.¹⁶³

Diese Aussagen von bauenden Bibliothekaren zeigen eine gewaltige Öffnung im Denken des Ensembles Bibliothek an. Auf einmal scheint alles erlaubt zu sein. Die beiden hier befragten Bibliotheksgestalter denken weiterhin sogar darüber nach, Möglichkeiten zum Liegen zumindest probenhalber einzuführen. Wenn man bedenkt, wieviele Nutzer regelmäßig in der Bibliothek ihren Kopf auf Manuskripte oder Bücher legen, um ein regenerierendes Nickerchen zu machen (auch das: ein wichtiger Ausgleich!), dann erscheint diese Öffnung des Nachdenkens über vielgestaltige Settings in Bibliotheken nur plausibel. Die Institution darf menschlicher werden! – oder in den bereits zitierten Worten von Sam Demas: „In recent years, we have reawakened to the fact that libraries are fundamentally about people.“¹⁶⁴

In vielen Bibliotheksneubauten der vergangenen Jahre wurde auf diese Differenzierungseinsichten reagiert. In großen Häusern finden sich heute Lesesaalbereiche zum alleine-Arbeiten in Gemeinschaft und labyrinthischer angelegte Schreibtischlandschaften, die eine lesesaalähnliche Situation in kleineren Gruppen ermöglichen. Ferner völlig vereinzelte Arbeitsplätze bis hin zum Carrel – für Nutzer, die abgeschiedener und ruhiger arbeiten möchten. Zunehmend wichtiger werden Gruppenarbeitsräume für kleine Gruppen und auch PC-Arbeitsräume und Schulungsräume mit oder ohne ausgeprägter IT-Ausstattung. Neben diesen Settings muss es natürlich auch zentrale und/oder dezentrale Informations- und Servicebereiche (inklusive Auskunfts- und Verbuchungsplätzen) mit einem relativ hohen zuläs-

¹⁶³ Interview 13

¹⁶⁴ Demas, S. 25

sigen Lautstärkeniveau geben. Loungezonen zum weniger disziplinierten Sitzen werden grundsätzlich in all diesen räumlichen Situationen angelegt. In manchen Häusern findet man sie in Kernbereichen der Bibliothek oder auch an deren Rändern, in anderen Häusern außerhalb der ruhigeren Bereiche, was der Kombination mit gastronomischen Dienstleistungen entgegenkommt. Bei diesen Varianten handelt es sich freilich längst nicht um alle möglichen und existierenden räumlichen Settings, aber sie zeigen an, dass ein reines Funktionsdenken im Sinne von Informationsversorgung und Bestandslogistik – mit einem sympathischen Umgebungsensemble lediglich am Rande dieser Funktionen (wir denken an die „Funktionalistische Sackgasse“!) – nicht mehr auf der Agenda steht. Und dass, nach dem antizipierten Schrecken einer vermeintlichen Bedeutungslosigkeit von Bibliotheken, der Raum mit seiner den Nutzern entsprechenden Vielfalt ins Bewusstsein gestaltender Bibliothekare drängt.

4. Abschließend – Ausblick

Bibliotheksarbeit muss berücksichtigen, dass der Raum, der bislang üblicherweise als „Benutzungsbereich“ bezeichnet worden ist, um ein Vielfaches komplexer ist, als die bibliotheksfachliche Ausbildung es bis vor wenigen Jahren zur Kenntnis genommen hat. Wenn Bibliotheken über ihre bloße Versorgungsfunktion hinaus relevant sein wollen – und das müssen sie wollen, sonst könnten sie in der Tat durch andere Strukturen verdrängt werden – bleibt ihnen nichts anderes übrig: Sie werden die weitaus menschlichere Komponente ihres Funktionierens, die des Lern- und Arbeitsorts, ja des „Soziotop[s]“¹⁶⁵, annehmen müssen. Sie werden sich beschäftigen müssen mit dem, was sie als Institution *auch* sind, ohne dass sie eine *unmittelbare* Kontrolle darüber haben. Was sie jedoch haben: mittelbare Einflussmöglichkeiten gestalterischer Art. Es kann mithin beim Design von öffentlichen Bereichen in Bibliotheken nicht nur um die Umsetzung klassisch „bibliothekarischer“ Abläufe gehen, sondern ein neues *bibliothekisches* Denken wird einschließen müssen, dass die Institution sich ebenso *weichen* Anforderungen stellt. Sie muss dabei lernen, sich wie ein *Gastgeber* zu verhalten, der von echten *Gästen* frequentiert wird, die neben dem klassischen Bibliotheksprogramm auch etwas anderes dort *suchen*; nicht nur in wissenschaftlichem Umfeld (aber dort ganz besonders!) können Bibliotheken davon ausgehen, dass sie eine Art Alleinstellungsmerkmal zu bieten haben, nämlich die in den Interviewsichtungen herausgearbeitete „out-of-the-Box-Konzentration“. Die ist aber längst kein reines Pssst-Phänomen im Sinne von: „hier darf nicht gesprochen werden“ bzw. „hier wird gearbeitet“. Damit würde man es sich gestaltenderweise sehr einfach machen und der Komplexität des Gesuchten in diesen Räumen nicht gerecht werden. Das atmosphärische Ensemble geht viel weiter – es ist dabei nicht immer trennscharf voneinander zu un-

¹⁶⁵ Interview 6

terscheiden, welche Aspekte Bibliotheken bereits *haben* und welche sie *brauchen*. Denn wie auch bei so genannten persönlichen *soft skills* handelt es sich um Aspekte, die in der Idee der Bibliothek bereits angelegt sind und die die Menschen in sie hineintragen; die Institution kann sie entweder aufnehmen und entwickeln – oder schlimmstenfalls ignorieren und dadurch eventuell zerstören. Sie täte sich keinen Gefallen damit, denn zumindest bei den im Rahmen dieser Arbeit geführten Gesprächen wurde sichtbar, dass die überwiegende Mehrzahl der Nutzer (also der potenziellen *Gäste*) der Institution sehr wohlgesonnen ist. Entlang der Ergebnisse aus Abschnitt 3 soll hier stichwortartig zusammengefasst werden, welche zehn (eng miteinander verzahnten) *weichen* Handlungsanweisungen dabei berücksichtigt werden sollten:

motivieren

Menschen kommen in Bibliotheken, weil sie dort oft motivierter arbeiten können als an einsamen Arbeitsplätzen zu Hause oder in anderem institutionellen Rahmen. Sie schätzen die Anwesenheit anderer arbeitender Menschen, die oft als stimulierend und anregend empfunden wird und erfreuen sich an dem, was Jeffrey Gayton als „communal spirit“ bezeichnet. Bibliotheken müssen in ihren Räumen diese gemeinschaftliche Atmosphäre des Arbeitens fördern.

das Arbeiten erleichtern

Menschen kommen in Bibliotheken, weil ihnen diese Orte viele organisatorische Umstände abnehmen. Wer in eine Bibliothek kommt, kann nach dem Ausbreiten seiner Materialien sofort mit der Arbeit beginnen. Er hat nur selbstbestimmte Störung und/oder Ablenkung zu erwarten. Bibliotheken müssen sich hier dienend, diskret und höflich verhalten. Sie dürfen nicht durch eigene Bürokratie und organisatorische Hürden stören.

Weite und Belebung bieten

Menschen kommen in Bibliotheken, weil es sich meistens um weiträumige und belebte Orte handelt. Weite vermittelt ein Gefühl von Freiheit und Inspiration (auch im reinen *Blick!*). Die Belebung des Ortes muss nicht die Konzentration behindern. Im Gegenteil: Bewegung um sich zu haben, die keine Forderungen stellt, lindert die Einsamkeit. Bibliotheken müssen räumliche Situationen bieten, in denen diese anregende Atmosphäre durch die Gestaltung des Raums und durch die Besucher entstehen kann.

echte Ablenkung bieten

Menschen kommen in Bibliotheken, weil sie dort auch – als Korrektiv zur reinen Klausursituation des Arbeitens – selbstbestimmt Ablenkung finden können. Beispielsweise durch den Blick aus dem Fenster, durch eine zweckfreie Lektüre oder in Bereichen zum Ausruhen (etwa Lounges) – und eventuell auch in gastronomischen Einrichtungen. Dort ist dann auch der Kontakt zu anderen möglich – und wird gesucht! Bibliotheken müssen das in ihren Raumprogrammen berücksichtigen, und sie müssen die Ablenkung als integralen Bestandteil der Konzentration denken.

den Flirt ermöglichen

Menschen kommen in Bibliotheken, weil Menschen in ihrem Handeln auch von Sehnsüchten und Hoffnungen bewegt werden. Das gehört zum privaten wie zum öffentlichen Leben. Absichtsloses und intentionales Schwärmen – welcher Art und Intensität auch immer – ist ein wichtiges Element menschlicher Motivation. Sympathische Umgebungen, die Raum für Unausgesprochenes bieten, lassen diese Regungen zu und akzeptieren sie als integralen Bestandteil des arbeitenden Alltags. Gleichzeitig muss die Intensität von Begegnung skalierbar sein:

Öffentlichkeit fördern, Intimität schützen

Menschen kommen in Bibliotheken, weil sie sich dort sicher fühlen können. Die Zwanglosigkeit des Ortes gibt ihnen die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wieviel sie von sich preisgeben möchten und wieviel nicht. Dazu kann es Raumsituationen geben, in denen unproblematisch Offenheit gelebt werden kann und Raumsituationen, in denen ein Rückzug möglich ist. Das hängt von den Individuen und von Lebens- und Arbeitsphasen ab. Der eine arbeitet lieber in einer publikumsreichen Umgebung oder auch in Gruppen, ein anderer möchte sich möglicherweise lieber in ein Carrel zurückziehen. Für all diese Bedarfe gibt es bauliche und gestalterische Lösungen.

Flanerie ermöglichen, Entdeckungen fördern

Menschen kommen in Bibliotheken, weil es dort etwas zu entdecken gibt. Bibliotheken sind in diesem Sinne auch *magische* Orte, denn sie bieten Möglichkeiten, die nutzbar sind oder auch im Verborgenen als bloßer Möglichkeitssinn bestehen. Das betrifft den Bestand genauso wie den Raum und die anderen Menschen. Bibliotheken dürfen und sollten mit diesem erotischen Akzent spielen; sie wuchern mit ihren Pfunden (dem Bestand!), gestalten Räumlichkeiten, die Unerwartetes bieten und bilden mithin Nischen.

einladend, großzügig und kühn sein

Menschen kommen in Bibliotheken, weil sie dort stolz sein können, Teil einer bestimmten Kultur oder auch wissenschaftlichen Subkultur zu sein. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ ist in dieser Hinsicht ein grundfalscher Satz. Lernen muss verheißungsvoll sein – aktive Hoffnung und motiviertes Arbeiten in eine Zukunft hinein können durch die Gestaltung von Orten positiv beeinflusst werden. Armselige Lernorte sind kontraproduktiv. Bibliotheken müssen sich dieser Verantwortung bewusst sein.

vielfältige Bedürfnisse bedienen

Menschen kommen in Bibliotheken, weil sie dort im besten Falle verschiedene Arbeitsmöglichkeiten vorfinden. Was für die Skallierung der Öffentlichkeit und Intimität gilt, gilt somit auch für alle Varianten von Arbeitssituationen. Bibliotheken sollten hier bestenfalls in der Lage sein, unterschiedliche Sitz-, Steh, eventuell sogar Liegehaltungen zu ermöglichen, unterschiedliche Konfigurationen von Arbeitsplätzen, unterschiedliche Lärmkulissen von „ruhig“ bis „Durchgangszone“, unterschiedliche Lichtverhältnisse und unterschiedliche Grade an Technologiepräsenz zu bieten. Auch das Spektrum zwischen „Weite“ oder labyrinthischer Raumsituation ist bestenfalls vom Nutzer wählbar. Bibliotheken müssen eng mit ihren Architekten und Innenausstattern zusammenarbeiten, um diese Bedarfe in ihre Ensembles einzupassen.

letztlich: im Nutzer seinen Gast sehen

Merke: Ein Nutzer wird erst ein *Gast* durch die Art der Behandlung, die ihm mittelbar und unmittelbar widerfährt. Klassischerweise ist er der „Leser“, auch „Benutzer“, im öffentlichen Bibliothekssegment häufig der „Kunde“. In jedem Fall wird er ein „Besucher“ sein. Dabei ist der „Leser“ sehr wenig, denn er liest bloß; der „Benutzer“ *be-* und *vern*utzt etwas, das ist einseitig und klingt nach einer Störung. Der „Kunde“ scheint etwas zu kaufen und dann wieder zu verschwinden. Gelegentlich kommt er – nach einer Dienstleistung suchend – wieder vorbei. Doch erst wenn der „Besucher“ zum *Gast* wird, interessiert sich der *Gastgeber* für sein Wohlergehen; schließlich fühlt man sich in einem Restaurant besonders dann heimisch und wird Stammgast, wenn dort ein Gefühl des Aufgenommenwerdens entsteht. Bibliotheken können das auch. Auch sie haben *etwas zu servieren*, auch sie haben *ein Ambiente*, auch sie sind knisternde Orte der Zivilisation.

Das Erschrecken über die vermeintliche Marginalisierung der Bibliothek durch die informationstechnologische Revolution war eine Art kalte Dusche. Die – auch heute noch in manchen Köpfen bestehende – Verunsicherung über diesen Paradigmenwechsel bietet die Chance, über die Bibliothek als öffentlichen Raum neu nachzudenken. Eine Diskussion im Sinne eines „quo vadis“ des Bibliotheksraums hat begonnen. Wir täten gut daran, uns des Themas mit großer Aufmerksamkeit anzunehmen. Einzelne Erfolge in Form von Neubauten in Deutschland sind Beispiele dafür, wie weit dieses Nachdenken heute ist. Von einer vielversprechenden und weitreichenden Sensibilisierung für die nicht rein funktionalen Aspekte der Bibliothek – also für den *Flirt* mit dem Ort Bibliothek – sind wir hierzulande aber noch weit entfernt, vor allem an der Basis alltäglicher Bibliotheksarbeit. Bibliothekare müssen lernen, ihre eigenen Bibliotheken zu besuchen – und sich dabei fragen, ob sie sich dort als *Gäste* fühlen.

5. Appendix – Auszüge aus den Interviews

Die 13 Interviews wurden im März 2008 geführt. Sie wurden digital aufgezeichnet, und ein Großteil der O-Töne wurde vom Verfasser transkribiert. Die Interviews mit den Nutzern begannen stets mit der Frage: „Was machst Du/machen Sie in Bibliotheken?“ und wurden vom Interviewer nur wenig weiter gelenkt, d. h. die Gesprächspartner haben zu den jeweiligen Themen sehr autonom gesprochen. Viele der Themen sind daher praktisch automatisch zur Sprache gekommen, und sofern sie sich nicht aus der Gesprächssituation ergeben haben, wurden sie in einer Art „Brainstorming“ am Schluss des Interviews noch einmal in den Raum geworfen, um ggf. Äußerungen zu provozieren. Die Themenkomplexe, die dabei insgesamt abzudecken waren (und meistens abgedeckt worden sind):

- längere Arbeitsphasen in Bibliotheken
- Konzentration und Ablenkung
- Strukturierung des Bibliotheksaufenthalts, z. B. durch Pausen
- Pausenbeschäftigungen
- Bibliothek vs. heimischer Arbeitsplatz
- Arbeitsplätze in Bibliotheken (Lieblingsplätze, Ausstattung)
- IT-Ausstattung
- Sitzecken, Loungebereiche
- Licht
- Farben
- Geräusche
- Landschaft
- Eingangsbereich
- Treppen
- Sanitäre Einrichtungen
- Gemeinschaft des Arbeitens (Motivation durch andere)
- die anderen Nutzer allgemein
- das Bibliothekspersonal
- Flirten

Nicht transkribiert wurden Nachfragen des Interviewers, inhaltliche Wiederholungen, größere Mengen Füllwörter, Kommentare oder Redebeiträge, die zur Identifikation der Personen oder einzelner Einrichtungen beitragen könnten und ferner Antworten im Sinne von „keine Ahnung“ oder „dazu kann ich nichts sagen“. Auslassungen sind mit „[...]“ markiert, und drei Auslassungspunkte ohne eckige Klammern markieren Pausen im Gespräch. Fettgedruckte Wörter bedeuten Emphase. Namen von Personen werden nicht erwähnt, und identifizierbare Bibliotheken wurden unkenntlich gemacht. Mit einer Ausnahme: Die Staatsbibliothek zu Berlin, Haus Potsdamer Straße, wurde so häufig erwähnt, dass es zweckmäßig und dem Haus angemessen erschien, sie erkennbar zu lassen. Für viele Nutzer hat das Gebäude offenbar Referenzcharakter.

Interview 1

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzer 1 Studium der Philosophie und Linguistik (m, 27 J)

[...] ich [...] kann halt gut morgens arbeiten, und dann die ersten Stunden am Vormittag werde ich immer zu Hause verbringen, und dort werde ich auch am meisten schreiben. Und dann gehe ich in die Bibliothek. Und dann, am Nachmittag, kann es auch gut sein, dass man dann gar nicht mehr wirklich schreibt, sondern einfach nur liest oder blättert oder Recherche macht, weil man ja die ganzen Bücher dann dort zur Hand hat [...]. Und dann erst am nächsten Morgen wieder schreibt. Und früher bin ich auch mit Kommilitonen zusammen ... ist man in die Bibliothek gegangen, um konzentriert arbeiten zu können, bisschen aufeinander aufgepasst. Aber das ... sobald dieser Faktor eigentlich wegfiel, weil man selber zu Hause diszipliniert gearbeitet hat [...], desto weniger war man darauf angewiesen [...], solche Bibliotheksmarathons zu machen – ich jedenfalls.

Es fällt halt am Anfang leichter, wenn man noch nicht das wissenschaftliche Arbeiten gelernt hat und noch nicht das Sitzfleisch hat, wenn man noch allzu leicht abgelenkt wird, immer die Wohnung putzen und so was alles. Wenn man dann einfach in die Bibliothek geht. Ich glaube, das geht vielen so. Mir ging das auf jeden Fall früher auch so. Und dann sieht man ja, dass es den anderen nicht besser geht als einem selber auch. Und dann hilft kein Wehklagen. Dann setzt man sich einfach hin und – gut: irgendwann im Laufe des Tages wird dann das mit dem Arbeiten schon klappen. Hat sich dann jedenfalls immer eingestellt irgendwann. [...] Geteiltes Leid ist halbes Leid.

[...] Ablenkung [...] ist dann ja auch häufig angebracht – dass man eine Pause macht. Das Gute ist eben in d[ies]en Situationen, dass, wenn man schon abgelenkt wird [...] überall Bücher um einen herum stehen, sodass man nicht vergisst, warum man

eigentlich da ist. Und es ist dann eben nicht so, dass man kurz zum Waschsalon geht, keine Bücher mehr sieht, dann noch kurz eine Zeitschrift kauft und so weiter und so fort. Sondern man ist ja immer noch in der Bibliothek, und das ist [...] eine gute Erinnerung daran, warum man eigentlich da ist. Und dann macht man halt jede Stunde eine Pause. Das macht ja nichts. Dann geht man halt fünf Minuten Kaffee trinken und geht dann halt an seinen Arbeitsplatz zurück. [...] in der Bibliothek selbst wird man eben auf eine andere Art abgelenkt als [...] draußen [...].

Es geht einfach nur darum: in den Phasen, wo man sich gerade schlechter konzentrieren kann, kann man dann im Bereich der Bibliothek oder davor die Zeit eben so verbringen, dass man trotzdem noch im Trott bleibt. Und entweder [...] unterhält man sich mit Kommilitonen oder man geht eben einen Kaffee trinken [...]. [...] wenn man sich in der Bibliothek ständig über den Weg läuft, dann [...] fallen eigentlich die Hemmungen weg, auch zusammen Kaffee zu trinken oder sich anzusprechen [...].

Diese Institutsbibliothek bei uns [...], das ist eine ziemlich kleine Bibliothek [...]. Und dort gibt es eigentlich zwei Arten von Arbeitslätzen. Einmal zweier-Arbeitsplätze, die an den Fenstern stehen, [...] wo man raussehen kann [...], und dann gibt es Gruppenarbeitsplätze. Gruppenarbeitsplatz ist falsch gesagt – aber da sitzen dann halt fünf Leute *vis à vis* fünf anderen Leuten, also zehn Leute. Und an den Tischen arbeite ich gar nicht gerne. Also wenn ich an einem Montagnachmittag in die Bibliothek komme und sehe, dass alle Plätze voll sind von den zweier-Arbeitsplätzen und nur noch Plätze, dass ich mich irgendwo dort reinklemmen könnte, dann gehe ich sofort wieder nach Hause. Oder gehe ich in die Cafeteria und warte ab oder so. [...] Wenn die Bibliothek zu voll ist und ich keinen Platz bekomme, von dem ich weiß, dass ich dort gut und gerne arbeiten kann, dann gehe ich wieder raus. Dann würde ich mir die Sachen kopieren und ins Café gehen oder nach Hause fahren. Schon wichtig. Weil man hat ja dann auch in der eigenen Bibliothek [...] gewisse Erfahrungen

gesammelt. Und an denen ist eigentlich auch nichts zu rütteln. Und man weiß eben, dass man an den und den Arbeitsplätzen [...] gut arbeiten kann. Da gibt es aber auch ganz klare Unterschiede: Also die zweier-Arbeitsplätze haben Leuchten, also Lampen am Tisch. Die anderen nicht. Und – wie gesagt – bei den einen kann man rausgucken, bei den anderen nicht. Und das sind also ganz klare Vorteile, Punkte die mir wichtig sind – bei der einen Art von Arbeitsplatz gegeben, bei der anderen nicht. Und dann ist es ganz klar, dass ich nur die einen mag.

Ja hinzu kommt die dritte Eigenschaft, die dort auch gegeben ist, dass ich gerne für mich sitze. Also wenn ich neben noch jemand anderem sitze, dann ist das schon in Ordnung. Aber ich habe schon gerne eine gewisse Distanz zu den anderen Bibliotheksbenutzern. Nicht nur weil sie mich stören [...], ich bin da eigentlich recht unkompliziert – außer [...] jemand baut sein Laptop mit einem ganz alten Lüfter neben mir auf, das geht mir schon auf den Wecker, das finde ich aber auch unachtsam [...] – aber auch, damit ich mich ein bisschen mehr gehen lassen kann. Also mal auf dem Stuhl wippen und so was alles, weil das brauche ich schon auch so ein bisschen. Also ich bin dann manchmal ein bisschen hibbelig. [...] Ein bisschen Distanz, ohne dass man sich in der Ecke verkriechen würde oder so was. Einfach ein bisschen räumlichen Abstand zu den anderen. Und die Lichtquelle muss gut sein, die künstliche, falls nicht ausreichend Tageslicht zur Verfügung steht. Ansonsten – der Blick nach draußen ist für mich wichtig. Und wenn der Blick nach draußen nicht gegeben ist, dann hätte ich schon gerne einen guten Ausblick wenigstens nach innen. Also dann hätte ich schon gerne einen Platz, wo ein bisschen was los ist. Also du siehst, dass ich recht anspruchsvoll bin: ich will für mich sein und trotzdem [...] sehen, [...] was los ist. Aber es gibt solche Plätze, muss man halt manchmal ein bisschen suchen [...].

Ich kenne auch noch ganz gut ... in der Staatsbibliothek West habe ich früher ab und an gearbeitet [...] und dann die Uni-

versitätsbibliothek [in X]. Das sind so große Räume eigentlich, in denen verschiedene Ebenen eingebaut wurden, aber es gibt kein separates Treppenhaus. Man bewegt sich also recht frei in diesen Gebäuden. Und in der Universitätsbibliothek [in X] habe ich mich immer so setzen wollen – denn dort ist der Ausblick nach draußen nicht wirklich gut gegeben – dass man mehrere Treppen im Blick hat. Sodass man sieht, wer kommt und wer geht. Und durch diese Treppen, durch diese Ausrichtung in der Vertikalen bekommt eben ... oder das ist eigentlich recht spannend: man sieht dann immer: das Mädchen geht die Treppe hoch, das Mädchen geht die Treppe runter, und wenn man dann mal ein hübsches Mädchen gefunden hat, dann wartet man auch mit einem Auge auch so ein bisschen auf sie. Und das macht dann die Pausen, die Phasen, in denen man nicht konzentriert arbeitet gerade, macht die doch sehr viel kurzweiliger und spannender [...].

Ich lasse mich halt ganz gerne ablenken. Und wenn ich mich dann ablenken lasse, dann muss der Blick irgendwie auch schweifen können. Und das kann er eben nur, wenn ich nach draußen gucke oder wenn ich irgendwo die Tiefe des Raums vor mir habe und da drin Leute sich bewegen sehen kann.

[die Stabi West] ist fast schon die perfekte Bibliothek für mich, weil man sowohl nach draußen sehen kann, als auch weit nach drinnen gucken kann. Aber das ist ja auch ein besonderer Bibliotheksbau.

Ich habe für mich festgestellt, dass ich [auf soziale Räume] recht wenig Wert lege. Also gut, die Möglichkeit irgendwo außerhalb schnell einen guten Kaffee zu bekommen, ist natürlich nie von Schaden. Innendrin reicht es mir eigentlich, wenn man es mir erlaubt, dass ich meine Wasserflasche mitnehme [...]. Aber das gehört eigentlich für mich persönlich **nicht** zum Bibliotheksbesuch dazu. Also das ist wirklich so ein – ich will nicht sagen: Kampf, aber das ist halt eine Auseinandersetzung mit mir selbst, dort in der Bibliothek. Und es ist halt eine andere Atmosphäre als bei mir zu Hause. Man hat diese ganzen Bücher, es sind häu-

fig alte Gebäude, es ist so eine gewisse – ich sag mal ein bisschen hochgestellt – Aura der Gelehrsamkeit dort, die ich ja auch gezielt suche. Wo man dann einfach sich hinsetzt und sich noch mal konzentriert, inmitten all dieser Bücher und sich noch mal seine Gedanken macht. Und dann ist mir dieses Soziale ziemlich egal. Das wäre auch eine Zerstreuung, die dem nicht zuträglich wäre. Also meiner Arbeitsweise dort [...]. [...] Wenn ich mich zerstreue, dann laufe ich in der Bibliothek rum. [...] Dann vertrete ich mir die Beine in der Bibliothek. [...] Recht zielllos, also schon so, dass man alles so ein bisschen sieht. Man guckt dann mal in die hintersten Winkel rein [...], man guckt sich halt einmal die ganze Bibliothek an und ist auch immer ein bisschen auf der Suche nach vielleicht noch besseren Arbeitsplätzen und so – das ist vielleicht ein bisschen marottig, aber nichts desto trotz. Und dann denkt man sich: ach, da ist ein guter Platz. Zum Beispiel, in der Universitätsbibliothek [...] gibt es einen Platz, um den streiten sich alle mehr oder minder. Der hat ein tiefes Fenster und guckt in so einen grünen Garten – der einzige Platz, der so aussieht. [...] Und jeder, der das Gebäude besucht, wird zumindest einmal an diesem Platz vorbei gehen, gucken, ob er frei wäre. Ist er natürlich nie – er ist immer belegt. Und – dann sucht er sich einen anderen Platz, einen schlechteren Platz, wohlgemerkt! Aber jeder weiß, dass das eigentlich der beste Platz ist. Das heißt, es müssen noch mehr Leute in der Bibliothek rumlaufen und nach Plätzen suchen. Ich kann nicht der Einzige sein. Aber deswegen ist mir persönlich ... sind die sozialen Räume nicht sonderlich wichtig. Ich habe es lieber, dass sie gute Toiletten haben, als dass sie eine vernünftige Cafeteria haben. [...] Also, wenn ich vor die Wahl gestellt bin, ob sie *Jstor* haben oder eine Cafeteria, können sie von mir aus die Cafeteria komplett abreißen, solange sie mir *Jstor* geben.

[...] ich finde, der [Bibliotheksraum] hat schon eine gewisse Aura oder Magie, wenn man so möchte. Das ist in der Regel ein öffentlicher Raum, den jeder benutzen kann, der lesen möch-

te, konzentriert arbeiten möchte oder nur was lernen möchte. Oder sich einfach nur gepflegt die Zeit vertreiben möchte. Und viele dieser Gebäude sind ja nun recht alt und haben auch eine gewisse Ehrwürdigkeit an sich. Und das finde ich schon spannend. Und da geht man dann auch [...] mit Freude und viel Genuss durch die Gänge durch und guckt nach links und guckt nach rechts und fällt einem vielleicht Spinnweben auf oder da ist es muffig oder so was. Oder da denkt man sich: ach hier könnte doch noch ... toll, wenn hier mal ein Tisch stünde oder so was. Oder man findet einen ganz verwinkelten Gang. Das ist schon spannend, das macht schon Spaß. Und das ist, wenn man so will, ist das auch ein Flirten mit dem Gebäude. Und wenn man dann rumguckt und sieht: da hinten arbeitet ein hübsches Mädchen oder so was. Und dann macht man so einen verstohlenen Blick ... wagt man durch die Bücherreihen, wenn die Regale im Raum drin stehen ohne Rückwand. Eigentlich ist das der tollste Blick, den ich kenne in der Bibliothek. [...] Durch die Bücherregale hindurch. Bei uns in der Bibliothek, in der [...] Zweigbibliothek, dort sitzt man so, dass man auf Augenhöhe gerade durch die Regalwände durchgucken kann. Das heißt, man sieht dann immer [...] – das ist wie beim Tatort – die Augenausschnitte der anderen, oder deren Kopf, und dann guckt man immer mal ein bisschen rum. Und ansonsten, wenn ich so durch die Büchergänge durchgehe – und man kann das machen – dann guckt man immer mal: was passiert dahinter eigentlich? Das finde ich schon spannend.

Farben: finde ich gedeckte, nicht gedeckte, also: helle Farben und dann möglichst neutral, gefallen mir am besten, denn meistens sind die Bücher an sich schon farbig genug. Und dann finde ich es eher aufdringlich, wenn zuviel mit Farben gemacht wird.

Bei den ganz alten Bibliotheken gefällt mir, wenn sie [...] wirklich noch eine Garderobe im Eingangsbereich haben, wo man seinen Mantel abgeben kann anstelle von ... einfach nur

Schließfächern [...]. Das, finde ich, trägt zu diesem [...] Ehrwürdigen bei. Das stellt dann die Bibliothek als öffentliches Gebäude eben auf eine Stufe mit dem Theater [...]. Wo sie auch hingehört. Man denke nur daran, dass man bei so was wie Simcity, so einem alten Computerspiel von früher, öffentliche Gebäude immer: Theater ... oder bei Civilization ... und dann immer die Bibliothek auch gleich dazu bauen konnte.

So wie sich die Bibliothek im Eingangsbereich präsentiert, das sagt schon viel über den Bibliotheksbereich hinter dem Eingang aus.

Das Flanieren [in der Bibliothek] ist natürlich auch so, dass man nicht nur sich die Beine vertreibt, sondern auch gleichzeitig die entsprechenden Publikationen oder Bücher, die direkt neben dem Projekt sind, an dem man gerade arbeitet, immer griffbereit zur Hand hat. Sodass man auch immer mal ein paar Seiten irgendwo blättern kann, lesen kann oder irgendwo guckt, ob man etwas Anregendes findet. Und das unterscheidet die Bibliothek eben auch ganz wesentlich vom eigenen Arbeitsplatz zu Hause, wo man ja immer nur die wirklich relevante Literatur zur Verfügung hat. Und eben nicht mal kurz nachschlagen kann, was hat XY 1987 eigentlich geschrieben?

Interview 2

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzerin 2 Studium der Anglistik und Klassischen Philologie (w, 26 J)

[...] der Austausch [...], also dass man noch mal mit anderen über seine Ideen redet, über das, was man gerade macht. Oder auch mal was ganz anderes beredet, um mal den Kopf frei zu kriegen für ein paar Minuten. [...]

Wenn ich wirklich arbeiten muss, dann kommt es für mich eigentlich nicht in Frage, das zu Hause zu machen, weil eben doch zuviel Ablenkung da ist: an Internet, Fernsehen, Telefon oder Hausarbeit, die dann plötzlich interessant wird – das gibt es alles in der Bibliothek nicht.

Nah bei den Büchern, die ich brauche – da sitze ich eigentlich. Ich kann jetzt nicht sagen, dass ich lieber oben oder unten sitze [...]. [...] Ich sitze auch gerne unten im Keller. Aber wirklich: [...] hauptsächlich in der Nähe der Bücher, die ich brauche und benutze, weil das sonst zu umständlich ist, die alle überall hin zu schleppen und zurück ...

[Ich sitze] eher alleine. Also ich brauche immer ein bisschen Platz um mich rum [...]. Ich sitze ungern so gedrängt, wenn die ganze Bibliothek voll ist zu manchen Stoßzeiten, wenn alle irgendwelche Klausuren schreiben [...]. Weil dann eben doch die Unruhe entsteht: Also Aufstehen, Computer an, aus, Buch holen, Buch zurückbringen oder Leute treffen sich und reden und ... es ist halt unruhig dann.

[...] das ist – glaube ich – ein Phänomen, das hat man ja auch in der U-Bahn: Da setzt man sich ja auch eher typischerweise alleine erstmal hin. Ja. Aber sonst: Also ich gehe nicht aus der Bibliothek raus, wenn sie voll ist und nur noch ein Platz da ist. Dann würde ich mich schon auf diesen Platz setzen. Es gibt ja

auch Möglichkeiten, den Lärmpegel etwas zu dämpfen durch Ohropax oder sonstige Ohrstöpsel.

Handys: Oh Gott, das nervt ganz schlimm! Wenn Leute wirklich ihre Handys mit rein nehmen und dann – selbst, wenn die lautlos gestellt sind – plötzlich anfangen zu reden. Man weiß genau: die haben jetzt ihr Handy an. Und das finde ich unverschämt, das finde ich echt ein Unding. Sowas gibt's – immer wieder!

[...] wenn ich die Leute kenne, können sie auch gerne neben mir sitzen und wir können auch mal uns austauschen. Aber man kann sich halt auch ablenken. [...] wenn ich Leute um mich habe, die sehr konzentriert arbeiten, dann reiße ich mich auch eher zusammen. Wenn ich allerdings ... zum Beispiel eine Freundin, die dann auch wirklich auf mich zukommt und sagt: „Na, ich habe aber keine Lust mehr“ oder „Lass uns mal eine Pause machen“, dann werde ich natürlich abgelenkt, das ist manchmal nicht so gut. [...] Also es kann [...] einen positiven und einen negativen Effekt haben.

[...] es ist einfach dieses Vorbild [...]: Dass da jemand sitzt und sich stundenlang mit irgendwas beschäftigt und anscheinend auch hochkonzentriert ist. Und dann frage ich mich natürlich: ja, warum kann ich das jetzt gerade nicht? Oder: Warum fällt mir das jetzt schwer? Oder: Wenn der das kann, kann ich es ja wohl auch. [...] Dann würde ich mich – glaube ich – eher zusammenreißen. [...] gerade in einer Phase, wenn ich keine Lust habe oder es mir schwer fällt. Wenn ich aus mir heraus irgendwie diese Disziplin schon habe in gewissen Situationen, weil es mich wirklich interessiert oder weil ich eben Zeitdruck habe, dann ... klappt es auch so.

Auch wenn man Leute immer wieder sieht, also eigentlich zu jeder Zeit, in der man selber auftaucht, sind diese Leute in der Bibliothek. Das ist schon so ein Ding, das einen anheizt. [...] gerade wenn ich sie kenne [...] oder weiß, was sie studieren. Und

ich studiere vielleicht auch noch dasselbe. Und ich weiß: sie sind viel öfter in der Bibliothek – oder zumindest auch immer dann, wenn ich da bin. Das hat schon eine gewisse ... kontrollierende Wirkung.

[...] man hat ja einfach mal so Phasen, wenn man arbeitet, dass man einfach nur geradeaus starrt, wenn man so in Gedanken ist. Und ich glaube, ich würde mich gestört fühlen, wenn jemand mir gegenüber sitzt, und dann so starrt. [...] ich würde mich halt angestarrt fühlen, obwohl der vielleicht mit den Gedanken ganz woanders ist und gerade zufällig sitze ich gerade in seiner Blickrichtung.

[Sitzecken, Loungebereiche]: Ja, finde ich gut! Wenn man nicht gerade hochkonzentriert arbeitet und schreibt und Notizen macht, sondern einfach mal was lesen will und sich erstmal einarbeiten will, dann ist es ganz angenehm, wenn man irgendwo rumlungern kann [...] und mal ein bisschen rumblättert und vielleicht auch mal die Beine hochlegt oder so. Ja, finde ich gut.

Flirten in der Bibliothek? Ja, gibt's – auf jeden Fall! Also Versuche ... aber vorrangig ... also es ist ... ich würde dann jetzt nicht in die Bibliothek gehen, um zu flirten. Das kann ich mir irgendwie nicht vorstellen. Ich gehe dahin, um zu arbeiten. Man kann ja sich eh nicht so gut unterhalten, das ist dann ein bisschen schwierig mit dem Flirten.

Interview 3

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzer 3

Publizist (m, 48 J)

Es war [...] auch ... in der Studentenzeit [...] ein [...] Begegnungsort. Man war sich sicher, dass man einen Bekannten traf [...].

[...] auch zum Schreiben [habe ich in der Bibliothek gelesen], weil mich das auch motiviert hat, andere dort sitzen zu sehen und zu arbeiten [...]. Das war allerdings vor der Zeit, als die Juristen anfangen, die Bibliotheken zu okkupieren. Das begann so in den späten neunziger Jahren, dass plötzlich auch in der Abteilung, in der ich arbeitete [...], Literaturwissenschaft und Philosophie, dass da plötzlich überall Juristen saßen mit ihren roten, dicken Büchern. Und da war es auch nicht mehr so motivierend, zwischen denen zu sitzen. Das ist – glaube ich – inzwischen überall so [...]. Ich halte das für ein sehr großes Problem, dass man das nicht in den Griff bekommt. [...] Ich glaube, die Arbeit, mit der sie sich beschäftigen müssen, ist so langweilig, dass sie irgendwie noch eine äußere Motivation brauchen, um das überhaupt zu machen.

Man traf Bekannte oder Freunde in der Bibliothek, war sich ziemlich sicher, dass man irgendjemanden trifft. Und hat sich [...] verabredet und ist auch vielleicht zwischendurch in ein Lokal gegangen und dann wieder zurück in die Bibliothek [...].

[...] man braucht eine Phase der Eingewöhnung, wenn man aus dem Alltag kommt. Weil ja doch die Bibliothek – wie eigentlich wenige Orte – ja ein sehr abgeschiedener Ort ist, der Konzentration erfordert, [...] die man sich erst ... ja, dafür braucht man eine Stunde oder so, bis man sich an diese Atmosphäre gewöhnt hat. Und wenn Bibliotheken darauf Rücksicht

nehmen, sind sie ja auch so gebaut – architektonisch schon – dass sie abgeschlossen sind.

Die Weite hat in einer Bibliothek eine große Bedeutung. Deshalb sitze ich auch gerne in den alten Bibliotheken in den Lesesälen. [...] Ich halte das für ganz wichtig, schon aus physiologischen Gründen. Wenn man so ein Buch vor sich – so nah – hat, muss man manchmal die Augen heben und muss in die Ferne schauen. Das ist schon für die Augen wichtig. Und zum Zweiten ist es auch für die Konzentration gut, wenn man zwischendurch mal eine Pause machen kann und den Blick schweifen lassen kann. Das halte ich für ganz wichtig, dass man mindestens zwanzig Meter oder – mindestens – so dreißig Meter schauen kann, wenn man vom Buch aufschaut. Das Zweite, was ich für sehr wichtig halte [...], dass man seine eigene Leselampe hat, das halte ich für ganz wichtig. Dass man sozusagen so einen Lichtkegel für sich hat, der [...] einen auch abgrenzt, vom Licht her, von den anderen Arbeitsplätzen. [...] Ich halte die Beleuchtung in Bibliotheken für **ganz** wichtig. Und nichts ist schlimmer, als wenn irgendwelche Neonröhren nur an der Decke sind, die auch noch ein flackerndes Licht erzeugen und man nicht eine eigene Leselampe hat. [...] ideal fände ich es, wenn das [...] Hauptlicht gedämpft wäre, und jeder für sich eine relativ konzentriert fokussierende Leselampe hätte. [...] Der Gesamteindruck müsste eher dunkel sein, finde ich. Was ja dann eben auch zur Konzentration beiträgt, weil man dann eben auch Bewegung nicht so deutlich wahrnimmt. Von Leuten, die vorübergehen oder so, wenn es dunkel ist. [...] Das kommt noch hinzu: dass man automatisch ruhiger wird und leiser wird und sich nicht traut, laut zu reden, wenn man in einen dunklen Raum kommt. Damit operieren ja auch die Kirchen, die sind ja immer dunkel.

[...] wenn so an jedem dritten oder vierten Tisch jemand sitzt, das finde ich [...] anregend und motivierend. [...] Es ist einfach ermutigend auch und motivierend, wenn man sieht – wenn man jetzt an irgendeinem verrückten Spezialthema arbeitet –

und sieht plötzlich, dass neben einem auch irgendwelche Leute sitzen, die irgendwelche insektenkundlichen Bildbände vor sich haben. Das ist mir kürzlich mal passiert – so Riesenschwarten, und sich da irgendwelche Heuschrecken anschauen. Da denkt man sich: man ist nicht der einzige, der an irgendwelchen absonderlichen Themen arbeitet, wo man sich ja doch manchmal fragt: was hat das eigentlich für eine gesellschaftliche Relevanz, was man da tut? Das finde ich ja immer ganz ermunternd und rührend [...].

Das hängt von Stimmungen ab, aber auch manchmal: womit man sich gerade beschäftigt. Das macht man unbewusst, dass man dann irgendwie bei einem bestimmten Thema oder mit einem bestimmten Buch lieber in einer abgeschiedenen Ecke sitzt. Und bei anderen Dingen ist es einfach gar nicht so wichtig; da exzerpiert man gerade etwas aus einem Lexikon oder aus einer Bibliographie. Und dafür ist dann ... kann man auch einfach sich neben das Regal setzen. Aber manchmal suche ich mir gezielt einen Platz aus [...] und denke mir: das ist jetzt ... man denkt es sich gar nicht, man macht es eher unbewusst.

Eine Bibliothek ist umso besser, je weniger Geräusche man wahrnimmt. [...] Das schlimmste Geräusch, das eben vermeidbar wäre, wo ich jedes Mal jemanden erwürgen könnte, sind Handys, die die Leute nicht ausschalten und man hört dann eben – selbst wenn sie leise gestellt haben – [...] den Vibrationsalarm, wenn eine SMS kommt. Das finde ich das unangenehmste Geräusch [...].

Der Eingangsbereich ist ganz wichtig, weil er eben so eine Art ... [...] Übergangszone ist zwischen der Außenwelt in diese Konzentrationswelt der Bibliothek. Und wenn man das auch so architektonisch gestaltet, dass man den Eindruck hat, man tritt in eine andere Welt ein [...].

Ruhe und wenig Geräusche ist schon [...] oberste Priorität, weil nichts mehr ablenkt von der Arbeit als Geräusche, weil man

einfach die Ohren nicht zuklappen kann. Also irgendwelche visuellen Eindrücke kann man ja ausschalten, indem man einfach nicht hinschaut. [...] und vor allen Dingen sind wir so konditioniert: wenn wir Geräusche hören [...] – Gefahr! Das heißt, dann geht auch sofort der Adrenalinspiegel hoch, man kann sich nicht mehr konzentrieren. Der Puls geht hoch bei Geräuschen, habe ich mal gelesen, weil das damit zusammenhängt, wie wir noch im Urwald gelebt haben, wenn es raschelte, bedeutete das Gefahr [...].

Stühle habe ich am liebsten harte, [...] die ein bisschen nachgeben in der [...] Rückenlehne. Aber sonst muss es auf jeden Fall hart sein. Nichts Gepolstertes. Ich finde: harte Stühle sind wichtig. Am besten ohne Armlehnen, weil das irgendwie nur behindert beim Aufstehen und beim Lesen. Tische hab ich am liebsten – auch das ist wieder eine Frage der Beleuchtung – am liebsten dunkel. Dunkle Oberflächen. Weil sich dann davon das – ja in der Regel helle – Buch abhebt. Ich finde nichts schlimmer, als wenn die Oberflächen weiß sind [...], am liebsten habe ich es, wenn das so dunkelbraune oder dunkelgrüne Oberflächen [...] [sind].

Ich finde, es sollte Zonen geben, vielleicht sogar ein Großteil der Lesezonen, sollte völlig elektronikfrei sein. Also das ist meine persönliche Ansicht. Weil dieses Klappern auf den Tastaturen einfach stört. [...] Ich schreibe alles mit der Hand auf.

Direkt gegenüber [sitzen] ist ein bisschen problematisch, finde ich. Weil man da irgendwie direkten Blickkontakt hat, der ablenken kann. [...] ich finde eher, dass es besser ist: ... hintereinander oder nebeneinander und vielleicht dann in der Ferne, dass ... aber nicht dass einer direkt einem *vis à vis* sitzt. Aber dass man vielleicht [...] in fünf oder zehn Metern einer einem direkt gegenüber sitzt. Aber wenn da wirklich [...] Lesetisch an Lesetisch steht und man sitzt sich da so gegenüber mit einem Abstand von einem Meter, das empfinde ich ein bisschen als ... [...] der Konzentration schadend.

[Sitzecken und Loungebereiche]: das ist nicht schlecht. Also Möglichkeiten, dass man irgendwie etwas tiefer sitzen kann in Sesseln, das finde ich ganz gut. Das sollte man auf jeden Fall einplanen. Auch, wenn man mal eine Konzentrationspause machen will, aber nicht rausgehen will oder nichts essen will [...], das finde ich immer gut, wenn dann auch da vielleicht die Tageszeitungen ausliegen, das finde ich eine gute Lösung. [...] Das muss schon abgeschieden sein oder am Rand, das kommt auf die Größe an, die Größe der Bibliothek.

[Das Bibliothekspersonal]: [...] die meisten [...] wirken sehr überfordert oder depressiv, habe ich immer den Eindruck beim Bibliothekspersonal. [...] Es gibt natürlich rühmliche Ausnahmen. Aber in der Regel wundere ich mich immer, dass da sich immer noch so eine Atmosphäre des öffentlichen Dienstes erhalten hat, [...] von der man eigentlich dachte, dass sie sich seit den achtziger Jahren langsam verflüchtigt hätte. Aber das ist immer noch in Bibliotheken stärker als in anderen öffentlichen Bereichen oder vielleicht auch nicht stärker: gut, auf den Rathäusern ist es auch noch so. Aber es ist auch noch in den Bibliotheken so. Es könnte meines Erachtens etwas benutzerfreundlicher noch sein.

[andere Bibliotheksbesucher]: als Masse nehme ich sie wahr, aber ich nehme sie nicht so [...] individuell wahr. Das gibt es natürlich manchmal, dass es Blickkontakt gibt und dass man irgendwie ... eine attraktive Frau sieht oder so [...]. Aber meine Erfahrung ist inzwischen: ich zähle ja zu den weitaus älteren Benutzern von Bibliotheken. Ich wundere mich immer – es wird dafür auch sicher Erklärungen geben – dass die Bibliotheksbenutzer relativ jung sind. Ich habe den Eindruck, sie sind jünger geworden, aber vielleicht liegt das nur daran, weil ich älter geworden bin. Aber so das Durchschnittsalter [...] ist [...] doch 23, 25 oder so. Höchstens! [...] Und da bin ich natürlich schon mindestens in der Elterngeneration. Was es dann gibt – das fällt mir auf – Leute über siebzig. Aber so die Zwischengeneration, die

fehlt ... Aber das liegt auch daran, dass ich tagsüber hingehe und dann natürlich jeder Anständige in meinem Alter ins Büro geht und nicht in der Bibliothek sitzt.

[Flirten] [...] das kommt schon vor, weil sich ja die Intimität der Beschäftigung mit einem Buch – das ist ja ein intimer Akt schon – sich auch irgendwie auf die Atmosphäre der Bibliothek überträgt. Und eben auch dann möglicherweise auf die Atmosphäre zwischen den Benutzern, auch wenn sie sich gar nicht kennen. Es ist schon ein sehr intimer Ort.

Interview 4

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzerin 4 Kunsthistorikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem Hochschulinstitut (w, 35 J)

Für mich [funktioniert Bibliothek] in erster Linie als Rückzugsort, um ungestört zu arbeiten und nicht unterbrochen zu werden und ein gewisses Maß an Ruhe zu haben und mit meinem Computer in einer Ecke zu sitzen und mich zu vertiefen. Und mit all den Büchern und Hilfsmitteln, die ich da zur Verfügung habe.

Es gibt Rituale, auf keinen Fall zu spät zu kommen, früh zu kommen [...], dann auch bis zu einer gewissen Zeit zu bleiben, bestimmte Pausen einzuhalten, bestimmte Orte dann auch dort zu haben, das ist ganz wichtig, [...] Plätze, die sich bewähren, wo man dann auch Nachbarschaften pflegt [...].

[Gut ist] ein Ort, an dem nicht so viel Publikumsverkehr ist, nicht zuviel rumgelaufen wird. Bei dem in meinem Gesichtsfeld niemand rumläuft – extrem wichtig! Dass keiner vor meiner Nase rumläuft, weil sofort dann die Aufmerksamkeit weg ist bei mir. Gerne rausgucken, sehr gerne rausgucken, oder zumindest die Möglichkeit haben [...]. Aber auch gleichzeitig nicht komplett alleine irgendwo zu sein. Also trotzdem das Gefühl zu haben, man hat noch andere um einen herum, die da auch arbeiten. Auch leiden oder ...

Für mich ist es ganz wichtig [...]: ich möchte auch Bücher sehen. Und ich möchte auch das Gefühl haben, **in** den Büchern zu sitzen. Also das ist so wahrscheinlich so eine *Studiolo*-Idee [...], also dass ich auch wahrscheinlich [...] eine heimelige Buchatmosphäre brauche [...]. Das – finde ich – gehört zu einer Bibliothek dazu und finde es ganz merkwürdig, dass das teilweise ge-

trennt wird [...]. Und insofern, ich muss jetzt nicht [...] so einen Adlerblick haben und dann ganz viele Leute sehen [...].

[...] es ist schon ganz gut, irgendwie links und rechts irgendwie einige Leute zu haben, die da auch arbeiten. Also, ich muss schon auch merken, dass ich da nicht alleine bin, sonst kann ich ja auch zu Hause sitzen bleiben.

Wenn ich jetzt überlege, wo ich für mich in einer Bibliothek am meisten profitiert habe, war das da, wo ich wirklich so nah an den Büchern sitzen konnte, dass ich auch mal abschweifen konnte und ein anderes Buch greifen. [...] Es ist ja auch sehr produktiv für die Arbeit. Also, wenn ich in der italienischen Renaissance sitze und dann noch ein anderes Buch greifen kann. [...] Zum Beispiel extrem wichtig: dass ich zwischen Bücherregalen stehen kann und dort etwas in die Hand nehmen kann und auch weiß, wo ich das Buch hinlegen kann, wenn ich es aufschlage.

Ich breite mich sehr gerne aus und ich brauche viel Platz. Ich mag keine zu kleinen Tische. Und das liegt natürlich auch daran, dass wenn man aus einem Bildband-Fach kommt, dann braucht man schon mal mehr Platz. Und wenn man Material von zu Hause mitbringt, braucht man noch mehr Platz, dann hat man einen Rechner. Und wenn man dann anfangen muss, irgendwie Dinge [...] auf den Boden zu legen, dann ist das ganz schlimm. Aber ich finde es auch sehr schön, wenn man die Möglichkeit hat, nicht nur eine Fläche zu haben, sondern eine Ablage an der Seite. Das ist sehr schön [...], Hierarchien schaffen zu können von Arbeitsmitteln. Eine Seitenablage oder ... [...]. Dass man all das Material, das man an so einem Tag, wenn man da sitzt, sammeln kann [...] für sich sortieren kann.

[Ein Tisch] sollte nicht allzu niedrig sein. Frauen tragen Schuhe mit Absätzen! Hat da schon mal jemand drüber nachgedacht, dass man dann trotzdem noch die Beine übereinander schlagen will und seine Beine trotzdem unter den Tisch bekom-

men möchte? Das ist in manchen Bibliotheken überhaupt nicht möglich.

Natürlich mag ich Tageslicht. Nicht ganz zu hell. Irgendeine Form von Diffusität ist ganz angenehm. Und man braucht Lampen, die man sich gut einstellen kann. Gerade, wenn man sich Bilder anguckt, also wenn es um Farbqualitäten geht und solche Dinge, muss man das irgendwie individuell einstellen können, finde ich. Gerade, wenn man einen großen Tisch hat [...].

[...] die Tatsache, dass andere Leute neben einem sitzen, ist ein Kriterium, das motiviert, **extrem** motiviert. Gerade, wenn du Leute wieder triffst über einen längeren Zeitraum und gar nicht mit denen sprichst. Also ich bin nicht jemand, der sich da auf Gespräche einlässt [...], aber alleine die Tatsache, Leute wieder zu treffen, finde ich ... war für mich motivierend in Prüfungszeiten. Eine Ruhe, eine Abgeschiedenheit, keine Telefone, kein Tee-Kochen, kein ... die Möglichkeit, aufzuspringen und schnell doch irgendwie ... meinen Abwasch zu machen. Also ich lasse mich sehr gerne ablenken in solchen Momenten, wo es auch mal darauf ankommt, sitzen zu bleiben. Und da hilft schon so eine Barriere, alleine aufstehen zu müssen und sein Portemonnaie einzupacken oder seinen Rechner und noch mal raus zu gehen. Das ist für mich ein Grund, in der Bibliothek zu sitzen. Und natürlich: Inzwischen ist eine Bibliothek für mich absoluter Luxus, weil ich nicht unterbrochen werde von Teamkollegen. Also ich habe natürlich die Möglichkeit, im Büro zu arbeiten. Das ist auch sehr komfortabel [...], weil natürlich über den Rechner ich viele Bibliotheksrecherchemöglichkeiten habe und die Bibliotheken rundum, und ich habe Hilfskräfte, die mir die Bücher auch bringen. Aber ich bin da nie allein, also ich kann da nie am Stück konzentriert arbeiten. Weil auch immer andere Dinge anfallen und ich meine E-Mails checken kann alle fünf Minuten [...]. Und das empfinde ich als wahren Luxus in einer Bibliothek – all das eben [...] bewusst abzuschalten.

Neugierig! [...] es macht einen Riesenspaß! Gerade in der [Fachbibliothek X]. [Weil] Kunsthistoriker sehr unterschiedlich arbeiten und sehr unterschiedliche Themen bearbeiten, unterschiedliche Zeiträume bearbeiten, Gattungen und ... gerade an Orten wie der [Fachbibliothek X] unterschiedliche Hintergründe zusammentreffen – die Museumsleute da sitzen, aber auch die Leute aus der Uni und auch Leute, die dann keine klassischen Themen bearbeiten, wie ich. Und dann guckt man schon, was die anderen machen. Und überlegt auch: [...] ob die Leute in die eigenen Schubladen passen, die man hat für bestimmte ... Themen.

Die Pausen sind sehr ritualisiert, um auch in der Konzentration zu bleiben – in der Bibliothekskonzentration.

[Blick auf den Tisch der anderen]: Kommt ja schon drauf an, ob man Leuten von vorne oder von hinten auf den Tisch guckt [...]. Ob man an ihnen seitlich vorbeiläuft oder ob die einen sehen, wenn man vorbeiläuft oder einen nicht sehen, wenn man vorbeiläuft. Und da spielt die Architektur eine Riesenrolle, denn die kann das zulassen oder kann das komplett einfach auch [...] nicht gestatten. Und [...] man kann Leute dabei erwischen, wie sie irgendwelche Spiele spielen oder Musik hören oder was auch immer. Das finde ich eine ganz merkwürdige Sache – man ist dann ja auch ein gutes Maß Voyeur, ne?

Man muss [...] aufstehen können, man muss sich [...] auch mal auszappeln können, ohne dass man extra rausgeht. Also das ist schon ganz wichtig. Nur zu sitzen ... das funktioniert nicht. Insofern: der Weg zur Toilette darf ruhig auch mal ein bisschen länger sein. [...]

Farben spielen eine extrem große Rolle in der Art und Weise, wie man arbeitet. Und das ist nicht nur die Farbe, sondern auch das Material: die hölzerne Bibliothek oder die stählerne Bibliothek. Und das macht auch den Charme und die Arbeitsatmosphäre [...] von einem Ort aus. [...] Die Ästhetik spiegelt natür-

lich dann auch immer sozusagen die Art und Weise, wie man ... auf was man sich einlässt und auch den Grad der Konservativität einer Bibliothek. [...]

Ganz extrem wichtig, dass man innerhalb so einer Bibliothek seine verschiedenen Arbeitsmodi auch ausleben kann. Und auch Entspannungsmodi. Ich meine: Bücherlesen oder Arbeiten, das ist auch was ganz extrem Sinnliches. Insofern wird das nie alles nur an einem Rechner passieren. Und man muss ein Buch in der Hand halten können. Und man muss einen großen Bildband auf einem großen Tisch ablegen können. Und ein Taschenbuch auch mal an einem kleinen Tisch. Und man muss auch mal mit einem Buch stehen können.

[Eingangsbereiche]: Ich werde gern begrüßt, wahnsinnig gern. [...] wenn man an einen Ort geht, an den man oft geht, dann ... mag ich keine Schranke. Ich guck gern in ein Gesicht, das mir nicht nur sagt: Du darfst dein Buch jetzt nicht mit reintragen oder lass die Tasche draußen oder so. Es gibt ja auch so goldige Orte, wo man – auch wenn man ein halbes Jahr nicht da war – dann mit Namen begrüßt wird. Oder es heißt: Oh, Sie waren aber schon lange nicht da. Und man hat ein schlechtes Gewissen, sofort. [...] Eingangsbereiche, ja – sie sollen einen Willkommen heißen und sie sollen einem zeigen, dass sie eine Bibliothek sind und nicht ... eine Autowaschanlage. [...] ich mag schon erkennen, dass es eine Bibliothek ist. Und Bibliothek zeichnet sich eben auch durch Bücher aus, für mich immer noch. [...] Man muss schon mit seinen Pfunden wuchern, finde ich. Und zeigen, was man hat, man zieht damit ja auch Leute rein.

[Treppen]: Schwierige Sache mit vielen Büchern. [...] Treppen sind ein Graus, wenn man Bücher hin- und hertragen muss [...]. Aber scheinbar lassen sich Bibliotheksbauten nur in die Höhe und in die Tiefe bauen und nicht in die Länge. Und Aufzüge sind auch eine schwierige Sache, wenn man Knöpfchen drücken muss, wenn man viele Bücher in der Hand hat. Auch eine Sache, [...] unter der ich wahnsinnig leide ist, dass Zeit-

schriften in den Keller gesteckt werden und man – wenn man schön sitzen möchte – nie dort sitzen kann, wo man bestimmte Bestände mal schnell durchblättern möchte. Treppen haben für mich immer was mit Tragen dann zu tun. Obwohl ich Treppen sonst gerne habe. Und die Treppen in der Staatsbibliothek [West] haben eine phantastische, merkwürdige Formatierung, die einfach einem das Gefühl geben, man ist hier der König unter den Lesern. Und dann gibt es diese kleinen Laufstege, wo man Angst haben muss, dass man jemanden anrempelt und die Hälfte der Bücher runterfallen. Also die Treppen sollen schon groß genug sein, wenn es sie denn geben muss. Und ich benutze eben auch keine Aufzüge in Bibliotheken, lustigerweise. Warum, weiß ich nicht. Auch wenn ich ganz viele Bücher trage, benutze ich keinen Aufzug.

Es gibt mit die schönsten Bibliotheks[-] ... situationen, die ich kenne, ist, wenn Leute telefonieren in Bibliotheken, ohne mit der Wimper zu zucken – und was dann passiert: [...] Erstaunen ... Plötzlich wird man sich seiner Mit-Leser bewusst, die alle komisch gucken. Und dann ist die Frage, wer zuerst entweder die Nerven verliert und laut wird und dann auch was sagt, oder Geduld bewahrt, Ruhe bewahrt. [...] da passieren dann wirklich meistens lustige Dinge. [...] es ist schrecklich unangenehm, wenn einer anfängt zu telefonieren, das geht nicht. Aber es gibt eben auch immer wieder skurrile Momente und dann Community-Bildung unter den zornigen Zuhörern.

Tische müssen groß genug sein, dürfen nicht zu niedrig sein – nicht zu kalt. [Ein metallener Tisch] ist ein kalter Tisch. [...] die Stühle nicht so, dass man sofort einen Bandscheibenvorfall davon bekommt, es gibt ja auch so Orte, wo man sehr lange sitzt und ... Man darf auch ein bisschen wippen können, rollen können [...] Kippeln ... großartig!

Ich möchte mir das ja aussuchen können, ob ich IT möchte oder nicht möchte. Und sie muss angeboten sein in jeglicher Form. Und ... das ist natürlich immer schwierig. Auch natürlich

wenn man sich überlegt: Möchte ich da jetzt komplett abgeschieden sein und eben all die E-Mails nicht bekommen, in dem Moment? Aber für manches Arbeiten braucht man einen Zugang und einen schnellen Zugang und auch während des Lesens im Buch auch ein *online-dictionary* ... auf meinem Rechner und nicht noch einem separaten Rechner. Insofern WLAN! [...] [Laptop-Nutzung] sollte doch reglementiert sein, denn es gibt auch so Phasen und Momente, die ich auch selber kenne, wo ich einfach nur konzentriert das Blätterrauschen neben mir haben will außer meinem eigenen Blätterrauschen. Und nicht gezwungen sein muss, [...] Ohropax ...

Mich stören Rechnergeräusche unglaublich. Obwohl – das ist eben so. Die machen Geräusche, die machen unterschiedlich laute Geräusche. Aber ich setze mich auch mal um wegen eines zu lauten Rechners. [...] Und die Tastaturgeräusche können auch genauso merkwürdig enervierend sein. Und es gibt Hacker, wahnsinnige Tastaturhacker [...]. Es gibt auch laute Blätterer, die mich nerven. [...] Und das sind oft die, die Ohropax benutzen, weil die es nicht mehr mitbekommen, das ist ganz witzig. Die hören sich selber nicht mehr, das ist ganz lustig. Und dann geht's los!

Ich selbst ... mag nicht gegenüber sitzen. Ich habe sogar [...] mein Büro nach langem Kampf umbauen lassen, und wir sitzen nicht mehr irgendwie und gucken uns an [...]. Sondern ich guck jetzt an die Wand und zum Teil zum Fenster raus. Dadurch können mir alle auf meinen Bildschirm gucken. Das stört mich zum Beispiel nicht. Aber ich mag auch nicht so nur auf der Hühnerleiter sitzen. [...] Ich guck lieber auf den Rücken als jemandem ins Gesicht [...]. [...] ich bin einfach auch sehr leicht abzulenken [...].

[Sitzecken und Loungebereiche]: Ich finde das ganz toll. [...] Natürlich gibt es so die Idee eines Ohrensessels, wo man auch immer noch alleine für sich arbeitet. Aber es gibt eben auch dann die Möglichkeit, miteinander über die Bücher ins Gespräch

zu kommen an solchen Orten, die etwas relaxter sind [...] wie in der Cafeteria. [...] guter Kaffee! Es gibt ihn nicht, es gibt ihn nirgends! [...] Und keine oh! – Standardware zu Flughafenpreisen! Das ist wirklich lästig. Der Ort, wo man vielleicht mal kurz seine Unterzuckerung irgendwie überwinden will, dann – wenn die weh tut. Das macht keinen Spaß. Aber nun gut, dann kann man auch rausgehen und sagen: Okay, ich habe mir was mitgebracht [...]. Und auch gerne ein Buch dort in der Hand zu haben. Das ist so merkwürdig, dass man dort sein Buch nicht lesen darf. Das finde ich irgendwie seltsam. Denn das gehört dazu.

[Das Bibliothekspersonal]: Immer freundlich und zuvorkommend. [...] das ist natürlich nicht immer so. Aber in der Regel ist es so, erstaunlicher Weise. Also ich empfinde das immer noch als relativ freundlich. Aber vielleicht bin auch nicht so oft in den ganz harten Knochen unterwegs. Wahrscheinlich [begegnen die Bibliotheksdrachen] den armen Hiwis, die die Bücher dort für mich holen müssen und dann sagen: Ich war wieder bei Frau Mh-mh-mh, und ich weiß: Es hat wehgetan. Aber in der Regel habe ich keine dramatischen Erlebnisse, traumatischen Erlebnisse gehabt. Ein Bemühen, meistens ein Bemühen, aber dann aber auch manchmal auf verlorenem Posten. Wenn man so merkt: Die kämpfen selber mit bestimmten Regularien oder so.

[Flirten]: Es gibt so Bekanntschaften oder so, reine Fixpunkte, die man so entwickelt, wenn man öfter in Bibliotheken geht. [...] die ich nicht kenne, die ich angucke, also: Männer, jetzt. Die ich angucke, denen ich wieder begegne, wenn ich auch lange nicht da war und mich freue. Aber ich hatte noch nie einen ernsthaften ... Bibliotheksflirt, ich glaube nicht. Ich bin schon ganz komisch angemacht worden in Bibliotheken, das passiert. Ein ganz komisches ... wo manchmal – glaube ich – alle Dämme brechen können bei manchen Leuten, ist so gegen Ende der Öffnungszeiten, wenn die Regeln so ein bisschen lockerer werden, wenn es ein bisschen lauter wird, wenn die Leute mehr rumlaufen, dann ... habe ich das erlebt. In Cafeterias dann natürlich.

Aber es ist natürlich auch ... eine nette Sache, wenn man so einfach nur guckt und so Leute wieder entdeckt, an denen man sich freut, mehr auch nicht. [...] Gehört auch dazu, sich vorher das zu überlegen, wer da heute wohl ist, ganz klar. Also so Orte, wo ich weiß, da gibt es immer wieder die gleichen Gesichter, die man gerne sieht. [...] das ist dann ... wirkt sich äußerst positiv auf meine Arbeitshaltung aus. [...] absolut anregend! Auch eben dann nicht nur für irgendwie mein Wohlbefinden, sondern auch dann [...] da zu sein und da zu arbeiten. Und man kann das natürlich auch gnadenlos beobachten, das macht natürlich auch einen Heidenspaß, solche Szenen zu beobachten. Da bin ich [...] auch ein gnadenloser Voyeur. Und [...] das muss eine Bibliothek auch bieten, dass man so was beobachten kann [...]. Totale Abgeschlossenheit dann doch nicht, wahrscheinlich ... sondern – ich möchte das dann auch sehen können. [...] Ich möchte die Leute nicht nur arbeiten sehen, sondern ich möchte auch sehen, was sie sonst da so machen. Also beziehungsweise, wenn ich dann mir die Abschweifung genehmige, in dem Moment. Dann freue ich mich da auch daran, das zu sehen. [...] Man kann ja auch nur ... sich konzentrieren – oder ich kann das nur, wenn ich zwischenzeitlich auch so einen Leerlauf haben kann. Und der Leerlauf kann auch einfach nur sein, dass ich dann gucke, wer mit wem essen geht ... oder ... links gucke, was eine Nachbarin macht.

Interview 5**Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzerin 5
Studium der Kunstgeschichte, tätig als Hilfskraft in
einer universitären Institutsbibliothek (w, 28 J)**

Das ist vielleicht [...] einer der Gründe, weswegen ich lieber zu Hause arbeite: Weil ich in der Bibliothek oft abgelenkt werde, wenn Leute ... wenn zu viele bekannte Gesichter da sind. Und dass man dann [...], dass ich dann mich eher ablenken lasse und gar nicht so sehr an dem arbeite, weswegen ich eigentlich dort bin und stattdessen die Pause dann länger wird und man vielleicht trotzdem von der Arbeit spricht, aber dass man nicht wirklich da ist und in den Büchern liest. Also deswegen: Selbstkontrolle am eigenen Schreibtisch, wo man nicht so oft abgelenkt ist.

Wobei: gerade, wenn man sich für das Arbeiten in der Bibliothek verabredet, dann ist es ja auch eine Motivation. Also deswegen, ich glaube, dem kann man Für und Wider abgewinnen. [...] viele aus meinem engeren Freundeskreis berichten davon, dass sie zum Beispiel Lerngruppen hatten und sich dann wirklich zu so festen Tagen in bestimmten Bibliotheken immer getroffen haben. [...]

Zu Hause arbeite ich so, dass ich zum Beispiel [...] ein größeres Pensum habe an ... diesen Ordner für den Künstler, diesen Ordner für den anderen Künstler, diesen Ordner für das ... große ... Thema. Und das wäre, glaube ich, also so wie ich arbeite momentan, weil das in erster Linie noch Materialbeschaffung und Materialsortierung ist, wäre das immer zu viel Geschleppe, diese ganzen Sachen zur Bibliothek zu tragen und dann dort zu sitzen und [...] X Bücher noch auf dem Tisch zu haben. [...] deswegen nehme ich lieber die X Bücher auf den Tisch in der Bibliothek, guck mir [an], welches interessant ist, kopiere mir gegebenenfalls ein Kapitel daraus oder nehme das Buch mit

nach Hause und habe dann zu Hause am Schreibtisch [...] kontrolliertes Chaos.

[...] als ich in England studiert habe, [...] [da bin ich] schon wochenends zum Teil in die Bibliothek gegangen [...]. Und dass es da dann eben auch die Kombination ist, einerseits eben die Bibliothek zu nutzen und dass es da aber auch [...] so kombiniert war, dass die Bibliothek einen Bereich hatte, der dann auch das Computercenter war. Und das war eine sehr fruchtbare Kombination, weil dann geht man da halt hin, checkt seine E-Mails und stöbert dann noch mal durch die Regale oder andersrum, oder man stöbert durch die Regale, findet ein Buch und kann dann online schnell noch mal was nachgucken. Also die Kombination, dass man Computer und Internet und diese ganzen [...] Multimedia, also dass man dann Medientheken hat, also, dass man gerade für Kunst- oder für Filmwissenschaften dann auch auf solche Sachen zurückgreifen kann, dass – ja ... wäre schon schön zu haben.

Die [Fachbibliothek X] [...]: [...] da stört mich dann wieder, dass man so Frontalunterricht ... auf den Bänken verteilt sitzt, und vorn sitzt dann so ein Aufpasser, der guckt [...].

[Geräusche]: An sich – gut. Also irgendwie gehört das ja zur Bibliothek dazu, dass – keine Ahnung – [es] mal raschelt. [...] Wobei es manchmal dann noch nervt, wenn Leute da sitzen, arbeiten sollen und laut – oder laut genug – Musik über Kopfhörer hören. Also, das ist weniger schön. Und ansonsten, das Tastengeklapper ... es gibt so einen [...] Geräuschkanon, der eine Bibliothek auch ausmacht und attraktiv macht. Das finde ich eigentlich ganz gut. [...] Solange es nicht der quietschende Bücherwagen ist.

Es gibt ja – glaube ich zumindest – ein direktes Bibliothekslicht, oder: Bibliothekslampen. Also zumindest, wenn ich jetzt an mein Postkartenmotiv denke, diese schönen grünen Bibliothekslampen oder [...] bei uns die Tischlampen. Also deswe-

gen: es muss schon so ein indirektes Licht sein. Es soll jetzt keine so [...] gleißend helle neonverseuchte Bibliothek sein für ein angenehmes Arbeiten. Da kann man schon durch gezielte Inszenierung – glaube ich – große Unterschiede machen im Wohlfühlbereich, durch Licht.

[Eingangsbereiche] sollten einladend sein. Also man soll gerne reinkommen und nicht sofort durch tausend Plakate und Verbote und was man darf und was man nicht darf und was man erstmal machen soll, abgeschreckt werden und verunsichert werden – und am liebsten wieder umkehren. Und deswegen – ich glaube, da kann man große Unterschiede setzen. Je nachdem, wie die Eingangsbereiche gestaltet sind. [...] Ein Eingangsbereich ist eigentlich ganz klar eine ... soziale ... Dimension. Und da sollten Leute sein, die man gerne sieht und einfach nur willkommende Atmosphäre.

[Sanitäre Einrichtungen]: Dafür würde ich Unterschriften sammeln, dass die gepflegt sind und dass man da nicht verkrampt sitzt und denkt: oh Gott mache ich noch eine Stunde länger oder fahre ich nach Hause und gehe aufs Klo. Sondern, das sollte schon ... ja – akzeptabel ... das muss jetzt nicht so einladend wie der Eingangsbereich sein, aber das sollte schon ... also das sollte eigentlich gar kein Thema sein.

[...] Nebeneinander [sitzen] ist vielleicht ganz gut, weil man genug Platz hat. Gegenüber – wie gesagt, da ist man dann ... na ja gut, [...] wie man arbeitet mit dem Laptop, dann hat man da eigentlich schon wieder da diese Abgrenzung, aber gegenüber kann man – glaube ich – gut mit Freunden arbeiten, weil dann guckt man schnell mal so: „Gehen wir jetzt einen Kaffee trinken?“ [...] das ist – glaube ich – so eine Situation, die man wählt mit dem Gegenüber, wenn man da schon mit jemandem ist, mit dem man [...] vertraut ist. Manchmal ist es auch, dass man jemanden sieht und denkt: „Hm, da setze ich mich lieber nicht hin.“

[Sitzecken und Loungebereiche]: [...] Finde ich ganz wunderbar bei [Buchhandlung X], wo man ja im Prinzip ähnlich zum Teil arbeitet, dass man sich ein Buch erstmal nimmt und reinguckt und ... also ich glaube, das würde mir schon reichen, so wie ich die Bibliothek nutze, wenn ich wirklich nur da hin gehe, um mir eine Auswahl von Büchern erstmal so ein bisschen zu ... *scan*-lesen [...]. Aber dann vielleicht lieber in einem separaten Bereich, gar nicht so wirklich im Arbeitsbereich. Glaube ich nicht, dass das funktionieren würde. Da hat man zuviel Risiko auf Quassecken.

[Das Bibliothekspersonal]: [...] man weiß eigentlich als Benutzer seltenst, was die machen, wer das überhaupt ist, wo die zu finden sind. Und [...] manchmal führt das dann eben zu so einer „Ich bin doch Benutzer, ich habe hier einen Serviceanspruch!“-Haltung. Von Seiten der Benutzer dann eben leider auch. Das man dann – glaube ich – jetzt von der anderen Seite des Tisches ganz anders wahrnimmt: Dass man eben manchmal wirklich sieht: Hallo? Was erlauben sich die Benutzer zum Teil. Also da kriegt man manchmal wirklich eine Haltung geboten gegenüber manchen Mitarbeitern, wo man sich für die Benutzer dann wieder entschuldigen muss. Also ich glaube, da gibt es einfach nicht viel Kontakt und deshalb nicht viel Klarheit, was der Jeweilige macht. Und dass man das dann immer nur über Poster und Aushänge und „Jacken bitte einschließen“ und so und so und so kommuniziert, trägt sicher auch nicht dazu bei.

[Ablenkung durch andere Bibliotheksbesucher]: [...] angenehme Ablenkung. Also [...] wenn man das Glück hat, sich mit Freunden zu verabreden oder manchmal hat man ja so [...] Benutzer, über deren Anwesenheit man sich freut. [...] Alleine möchte man da nicht sein. [...] Leider [...] ist es eben meistens positive Ablenkung, also gar nicht so, dass ich dann genervt gucke und sage: Ah, jetzt tippt der da oder raschelt da [...] sondern eher: Ah, cool, mit dem würde ich jetzt lieber schwatzen als was über trockenes ... „Ich-hab-meinen-Fokus-noch-gar-nicht-richtig-

gefunden“ lesen. [...] Also eigentlich ist das meistens positive Ablenkung, ... leider.

Der Flirt – ich glaube, der Flirt in der Situation basiert eher auf Sympathien und ... da muss das gar nicht mal so ein ... erotischer Flirt sein, oder in erster Linie erotischer Flirt sein, sondern da ist das manchmal einfach nur, dass einem [...] bestimmte Leute angenehmer sind als andere. Und da muss das gar nicht mal jetzt unbedingt der große Schwarm sein, weswegen man zur Bibliothek geht. Sondern vielleicht auch nur jemand, neben den man sich lieber setzt und weiß: gegebenenfalls kann ich mit der auch noch einen Kaffee trinken gehen oder jemanden, wo man denkt: [...] der ist mir einfach sympathischer ... oder ... dass es zum Teil dann eben auch das Gegenteil sein kann, so: Gott, neben den werde ich mich echt nicht setzen, da gehe ich lieber einen Tisch weiter oder so. [...] ich weiß gar nicht, ob ein Flirt überhaupt konkret sein kann. Das ist dann – glaube ich – schon wieder ... nicht langweilig, aber weniger interessant, wenn das dann konkret wäre. Aber auch glaube schon: so Stimmungen und ... wahrscheinlich eher so Elemente oder Assoziationen, die man jetzt hat, wenn man den Begriff Flirt hat, dann muss das gar nicht mal so dieses *wink* auf die andere Seite sein, sondern eher eben – ja, natürlich, Bibliotheksflirt ... Bibliotheken selbst sind ja schon irgendwie spannende Räume, also allein meistens, wie sie inszeniert sind – wenn es nicht ganz daneben ging – tragen die natürlich schon zu den Situationen bei, die man gerne wählen würde für eine Flirtsituation. Also meistens [...] wenn die Beleuchtung entsprechend ist, meistens sind die ruhig, meistens hat das so was ... man fährt runter, man ist vielleicht vertraut mit, mit, oder ... ich weiß es nicht – also ich finde schon, dass Bibliotheken in dem Sinne ein anregendes Element haben. Vielleicht bin ich aber auch nur ein *nerd*. [...] Ich denke jetzt – deswegen denke ich gar nicht so an ... tatsächliche Ereignisse oder habe gar nicht so wirkliche Geschichten, wo ich jetzt sag: ah ja, da habe ich mal was gesehen oder da ist mir mal was passiert – sondern eher

so an die Atmosphäre und auch an das Gefühl, das Bibliotheken in der Situation schon irgendwie ... *sexy* sind. Also jetzt wiederum [...] nicht „Minirock-und-Leiter-hoch-Schmuddelfilm“-*sexy*, sondern eher eben wirklich was Sensuelles [...] Deswegen nehme ich *sexy* zurück und sage eher: eine *sensual* Erfahrung [...].

Es ist halt nicht so wie eine Bar, wo man hingeht und weiß: Okay, ja, da kommen jetzt entsprechende Sprüche. [...] Sondern es ist halt doch [...] es hat halt was Subtiles, was aber für manche Leute deswegen spannender ist, als in eine Bar zu gehen und zu wissen, was läuft. Und es hat in der Atmosphäre sicher anregende ... aber eben dann auch wieder subtile und eben nicht so mit der Keule [...].

Interview 6**Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzer 6
Studienassessor, Doktorand im Fach Germanistik (m, 31 J)**

Wenn ich jetzt zum Beispiel weiß, was in bestimmten Büchern steht, dann muss ich sie mir nicht ausleihen, sondern [...] kann ich dann, wenn ich in der Bibliothek arbeite, eben darauf zurückgreifen, dann muss ich immer nur noch einen Blick reinwerfen oder ... dann hat man sie eben so vor Ort zur Hand. Und andererseits ist es auch – finde ich – manchmal lästig, auszuleihen, die Bücher rauszuschleppen und wieder hinzuschleppen und dann die Ausleihzeiten zu beachten und so weiter. Das ist immer ein sehr großer Mehraufwand [...]

Was auch häufig passiert ist, dass man ja Bücher ausleiht und sie dann gar nicht zu Hause wirklich liest, ist mir aufgefallen. Dann stapeln sich drei, vier, fünf ausgeliehene Bücher, und sie bleiben dann auch da liegen, wo sie abgelegt worden sind. Also im Endeffekt: Der bessere Arbeitsraum ist eigentlich meiner Ansicht nach die Bibliothek. Allerdings gibt es eine Ausnahme: Wenn man wirklich ein Werk von vorne bis hinten durchlesen will, dann ist natürlich die Ausleihoption zu favorisieren.

Es ist eine Atmosphäre, in der ich nicht ganz bewusst Konzentration herstellen muss. Oder: Es ist ein Raum, in dem eben die Atmosphäre von Konzentration schon gegeben ist. Und man muss einfach nur hinkommen und sich an einen der Tische setzen. Und dann ist das eigentlich kein Problem mehr. Während man zu Hause tatsächlich sich diesen Freiraum erst schaffen muss. Weil: der Haushalt, das Telefon, die Türklingel ... all das sind Dinge, die dann ablenken. [...] Man ist natürlich auch selber abgelenkt im Haushalt [...] oder zu Hause, weil man weiß, was man alles noch anderes machen könnte. Angefangen vom Abwasch über das Aufräumen über Dinge, die eben mehr Spaß machen als zu arbeiten.

[...] der Vorteil [in der Bibliothek] ist, dass man selbstbestimmter Ablenkung suchen kann – finde ich. Es ist natürlich immer so: Wenn man in die Bibliothek kommt und vor allem da längere Zeit sich aufhält und vor allem in regelmäßigen Abständen dort erscheint, dann kennt man ja auch den einen oder anderen. Und man grüßt sich, und ab zu trinkt man auch einen Kaffee zusammen oder geht zusammen was essen und so weiter und so fort. Aber das sind Dinge ... die Ablenkung kann man dann suchen, beziehungsweise auch abwehren – relativ einfach. Man sagt einfach: „Ich habe noch was zu tun.“ Man kann kurz sagen: „Hallo.“ [...] „Gehst du nachher noch einen Kaffee trinken.“ – „Ja, heute nicht.“ oder: Ja, wir können uns um sechzehn Uhr [...] zum Kaffee verabreden.“ oder so ... [...] und ein Telefonat: um zwölf Uhr mittags klingelt das Telefon, ist der Vermieter dran oder so und will irgendwas – und reißt einen mit quasi ganz anderen Dingen heraus, denen man sich dann auch wirklich stellen kann. Wo man ihm nicht sagen kann: „Ich sitze gerade am Schreibtisch und schreibe etwas, bitte rufen Sie mich in einer Stunde wieder an.“ Also die Kommunikationssituation ist in einer Bibliothek klar. [...] Es wird auch akzeptiert, wenn man jemandem [...] sagt: „Nein, ich gehe heute nicht in die Mensa.“ – ohne weiteres! Das ist – denke ich – ein großer Unterschied, der die Bibliothek als Arbeitsraum attraktiver macht. Nachteilig sind halt in der Bibliothek – finde ich – die – das kommt natürlich auf die Bibliothek an – Öffnungszeiten ... in gewisser Hinsicht. Es gibt ja viele Bibliotheken, die dann um siebzehn Uhr schließen, was im Allgemeinen dann unpraktisch ist. [...] Ich finde, dass gerade das Arbeiten bis eben in den Abend hinein, zwanzig, einundzwanzig Uhr, eine ganz wichtige Option ist. Oder ein Service sein sollte von einer Bibliothek. Weil ... wenn man [...] wirklich regelmäßig und ständig in der Bibliothek arbeiten muss, dann ist es auch so, dass man natürlich andere Dinge tagsüber zu erledigen hat, und die könnte man dann – also so ist es bei mir jedenfalls häufig – dass ich vormittags so das Allgemeine erledige, um dann gegen Mittag in die Bibliothek zu kommen. Und dann ar-

beite ich auch bis acht. Oder bis einundzwanzig Uhr. Und hab dann eben tatsächlich viel geschafft. Und ansonsten müsste man es ja so machen, dass man tatsächlich um neun kommt, wenn die Bibliothek um siebzehn, achtzehn Uhr schließt. Und muss dann abends [...] Dinge erledigen, die eigentlich dann gar nicht mehr zu erledigen sind. [...] [Das ist] für mich auch ein Grund gewesen, warum ich im Gegensatz zu früheren Zeiten viel öfter in die Bibliothek gegangen bin [...], weil hier die Öffnungszeiten besser sind [Das Interview wurde im Gruppenarbeitsraum einer Bibliothek geführt, die werktags bis 22 Uhr geöffnet hat].

Man kommt [...] an, dann [...] muss man seine Kleidung ablegen, dann muss man den Computer aufbauen und so. Das [...] sind Dinge, die ich zuerst mache, das ergibt sich ja. Dann suche ich mir meistens meine Bücher zusammen und stelle die auf und stelle dann den Computer an. Und schaue, was ich geschrieben habe, bisher, bei meiner jetzigen Forschungsarbeit. Also das, woran ich weiterarbeiten will, wird noch einmal durchgelesen, dann arbeite ich da ... werden da schon erste Verbesserungen oder Nachbesserungen angestellt und schreibe mir dann einige Stichworte auf. Und dann gehe ich meistens noch einmal aus der Bibliothek raus und hole mir ein Getränk oder dergleichen und denke dann über das nach, was ich jetzt vorhabe. Und das dauert so [...] zehn, fünfzehn Minuten und dann gehe ich wieder zurück und dann arbeite ich erstmal [...] drei, vier Stunden. Und dann esse ich meistens [...], dann ist man hungrig. Und das ist dann meistens eine Stunde oder dreiviertel Stunde Pause. Und dann geht es weiter bis zum Schluss [...].

Zum Beispiel finde ich es hier [die Bibliothek, in der das Interview geführt wurde] recht unkompliziert, raus und rein zu kommen, wenn man erstmal seine Habseligkeiten eingeschlossen [hat] und seinen Computer aufgestellt und gesichert und so weiter, dann ist es wichtig, dass man also schnell raus- und reinkommt. Und dass man nicht da aufgehalten wird mit irgendwelchen [...] bürokratischen Hürden, die man erstmal überspringen

muss. Dann ist natürlich auch schön, dass man eine Cafeteria hat, in die man sich setzen kann. Oder eben [...], um mal draußen kurz, fünf Minuten, an der frischen Luft zu sein oder so. Das ist auch eine Möglichkeit, die ich wichtig finde, weil ... ich weiß nicht, das gehört einfach zur Arbeitsstimmung dazu, frische Luft, außerhalb einer Räumlichkeit kurz zu sein [...]. Das wären so Bedingungen. Also: Cafeteria, eine Möglichkeit in der Nähe des Eingangs, und eben nicht irgendwo hin ... erst zwanzig Minuten hingehen zu müssen und so weiter. Eine gewisse Infrastruktur, wenn man so will, die Umgebung einer Bibliothek.

Also wichtig ist, dass ich die Bücher, von denen ich weiß, dass ich sie öfter brauche, dass ich da in der Nähe sitze. [...] bei mir ist es wichtig, dass ich weiß: ich kann da ganz schnell ans Regal gehen, das rausholen, nachschlagen – wieder zurückstellen. Und deswegen setze ich mich eben meistens in die Nähe von den Regalen, von denen ich weiß, dass da die Bücher drinstehen, die ich brauche. Und ... dann kommt es auch so ein bisschen auf die Stimmung an. Ich setze mich manchmal bewusst in Ecken, von denen ich weiß, dass sie ganz ruhig sind. Und manchmal ist es aber auch so – das ist eine Stimmungsfrage wahrscheinlich, die ich nicht näher begründen kann – ist es auch schön, wenn man einen Arbeitsplatz hat und so einen gewissen [...] Überblick hat über die Leute, dass man auch mal gucken kann; von der Arbeit kurz aufschauen und dann einen freien Blick hat, und nicht vor einer Wand sitzt ... Das ist – wie gesagt – stimmungsabhängig. Aber ich habe jetzt zum Beispiel keinen Stammplatz sozusagen an einem bestimmten Tisch. Das ist mir eigentlich relativ gleichgültig. Ich finde es sogar teilweise – habe ich festgestellt – wenn man einen ganz bestimmten Platz hat, abträglich, weil dann manche Leute schon wissen, wo man sitzt und einen dann zum Beispiel auch leichter ablenken. Weil sie dann dahin kommen und einen fragen, zum Beispiel: „Kommst du dahin, oder nicht.“ Also insofern wechsele ich manchmal die Plätze. Oder [...] ich habe keinen festen Tisch in dem Sinne.

Wichtig ist natürlich, dass eine elektrische Verbindung besteht, damit man seinen Computer anschließen kann. [...] Wichtig ist, dass [...] man da eine Möglichkeit hat, seinen Computer auch anzuschließen [ein Haken für das Kensington-Lock ist gemeint], weil ich es zum Beispiel als sehr abträglich empfinden würde, wenn ich meinen Computer jedes Mal, wenn ich rausgehe, mitnehmen müsste. Halte ich für sehr unpraktisch. Und so kann ich ihn eben anschließen und weiß, dass er nicht gestohlen wird. Das ist auch in meiner Erfahrung jetzt offensichtlich noch keine Selbstverständlichkeit, dass da so ein kleiner Haken ist. Und: na, Lampe ist klar – die sollte auch nicht summen und so, gibt es auch genug Beispiele. Eine gewisse Tischgröße ist auch erforderlich. Also ich kann mich an Tische erinnern in der Stabi, die [...] so klein sind, dass man – wenn man seine drei Bücher da aufstellt und seine Notizmappe – dass dann der Laptop kaum noch rauf passt. [...]

Man könnte ja auch zum Beispiel für Einzelplätze plädieren, aber das finde ich gar nicht so störend [...], wenn das so eine Tischgruppe ist oder wenn man quasi in einer Reihe sitzt. Das sind Dinge, die mich jetzt nicht stören.

Ich könnte mir vorstellen, dass gerade bei längeren Arbeitsperioden dieses zu-Hause-Arbeiten tatsächlich auch nervenaufreibender wäre, anstrengender wäre. Jeden Tag also quasi in seiner Studierstube zu sitzen für sich selbst und ... immer nur – nicht nur [...], was die Arbeit selbst angeht, sondern auch sozial – in seinem eigenen Bereich sich nur aufzuhalten, immer nur auf sich selbst bezogen zu sein. Und ich glaube auch, dass es eine Attraktivität von einer Bibliothek ausmacht, dass man tatsächlich andere ... Studierende oder andere Bibliotheksbesucher sieht, trifft. Sei es auch nur, dass man sich grüßt, weil man da eben seit drei Wochen im ... gleichen Raum sich aufhält, an verschiedenen Themen zwar arbeitet, aber weiß: aha, der arbeitet auch hier. Und man grüßt beim Kommen und grüßt beim Gehen. Allein schon [...] dieses ganz einfache: da sitzt quasi noch jemand an-

ders bei der Arbeit, ist – glaube ich – psychologisch nicht zu unterschätzen. [...] es gibt eine Kommunikationssituation. Als nun tatsächlich [...] in der Studierklausur vor sich hinzubrüten über Wochen und Monate. Und nur um Einkäufe zu tätigen, mal das Tageslicht zu erblicken. Also deswegen halte ich diesen Kommunikationsfaktor für eine Bibliothek für sehr wichtig. Und [...] man sieht es ja auch häufig bei anderen, dass ja diese Kommunikation auch gesucht wird. Also, dass man zum Beispiel mit [...] anderen zusammen dann Mittag isst. Oder einen Kaffee trinken geht und so. Das sind ja Dinge, die dazu gehören und die dann tatsächlich einen Großteil des sozialen Lebens ausmachen, wenn man intensiv arbeitet, jetzt [...] an einer Abschlussarbeit sitzt und so weiter. Und wenn man sich jetzt in die zahlreichen Kommilitonen hineinversetzt, die dann jetzt ihre Magisterarbeit schreiben oder ihre Staatsexamensarbeit [...], sich auf Prüfungen vorbereiten, das sind ja Arbeitsperioden von [...] mehreren Wochen bis Monaten und da [...], wenn sie nur zu Hause säßen oder in einer Bibliothek, in der es nur abgeschlossene Räume gäbe, in denen man quasi nur allein sein könnte, dann würde es – glaube ich – ganz schön bedrückend sein für die meisten. Und so ist dann die Möglichkeit der Kommunikation und des Soziallebens innerhalb einer Bibliothek – wie so eine Art besonderes Sozietop – ganz wichtig. Um den Bibliotheksbesuch effektiver auch zu machen [...], weil es mit Sicherheit Energie gibt, weiter zu arbeiten und besser zu arbeiten – eine gewisse Ablenkung.

[...] man gehört quasi schon zu einer sozialen Gruppe, wenn man [...] Bibliotheksbesucher ist. Und jeder weiß vom anderen [...], dass er sich [...] in einer bestimmten Arbeit befindet. [...] insofern konstituiert sich die Gemeinschaft schon. Und die wird natürlich dadurch noch intensiver, wenn man jetzt zum Beispiel immer in ähnlichen Teilen der Bibliothek sich aufhält. Das heißt also: Gesichter schon kennt, [...] einfach vom Sehen. Und dann ergeben sich meistens Kommunikationen von alleine, dass man sich also öfter über den Weg läuft und dann grüßt und

dann spricht man sich auch mal an und unterhält sich: was machst du? Was machst du? Und so ergibt sich dann tatsächlich [...] der eine oder andere Kontakt. ... Also es ist [...] quasi eine soziale Auseinandersetzung mit seinem Thema, indirekt. Weil ja ... also selten jedenfalls, oder eigentlich **nie** – habe ich bisher in irgendeiner Weise einen Kontakt in der Bibliothek geknüpft, **ohne** über meine Arbeit zu sprechen. Und [...] ich würde denken, dass es nicht möglich ist, oder dass es einfach nicht passiert. Wenn man jemanden trifft und man unterhält sich, aber dann wird irgendwann früher oder später die Frage kommen: Was machst du denn hier? Woran arbeitest du? Und das ist ja zum Beispiel auch wichtig, überhaupt für den ganzen Arbeitsvorgang, weil man möglicherweise sein Thema sonst, in seinem normalen sozialen Umfeld, gar nicht besprechen kann, gar nicht zur Sprache bringen kann. Jedenfalls nicht in einem größeren Umfang. [...] die meisten können ja mit dem Thema nichts anfangen: Familie, Freunde und so weiter. Und hier auf einmal ist ein Ort, wo zumindest die Gemeinsamkeit des Arbeitens an einer ähnlichen ... Abschlussarbeit, Magisterarbeit, Hausarbeit et cetera das schon mit sich bringt, dass man zumindest nachfragt und dann – weil man in der gleichen Situation ist – auch ein gewisses Interesse mitbringt. Heißt jetzt nicht, dass man sich über sein Thema dann in tiefster Tiefe austauschen kann, aber das [...] zur Sprache zu bringen [...] ... das ist was Besonderes, würde ich sagen.

[...] ich stelle mir jetzt vor: Eine Bibliothek, in der es keine [...] Bücherregale gäbe. Würde ich – glaube ich – für sehr viel unattraktiver halten als Ort. Also in gewisser Hinsicht so eine Art Anziehungskraft dieser Bücherregale, dass man da rangehen kann und auch mal schauen und so ein bisschen stöbern und so weiter. Das ist vielleicht so eine [...] Suchleidenschaft, so ein bisschen Jagdinstinkt [...] nach dem Buch, nach dem richtigen, was man jetzt braucht oder was noch interessant sein könnte. Das zum Beispiel macht für mich auch eine Bibliothek aus.

[Geräusche] sind zum größten Teil störend. Also Handyklingeln, lautes Lachen, irgendwas fällt runter. [In Ordnung ist]: im Buch blättern, das Tippen auf den Laptops [...] finde ich überhaupt nicht schlimm. [...] es gibt ja Laptops, die sind lauter als andere oder leiser. Jedenfalls auch dieses Geräusch empfinde ich nicht als störend. Auch das Kommen und Gehen eigentlich nicht. Es sei denn, es handelt sich um eine knarrende Treppe [...] und es ein ewiges Gepolter ist. [...] Im Endeffekt sind es ja ungewohnte Geräusche. [...] wenn ein Handy klingelt [...] oder wenn auf einmal jemand laut spricht mit jemandem oder lacht oder dergleichen, dann sind es ja Geräusche, die man wahrscheinlich nicht erwartet und deswegen auch als störend empfunden werden.

[Farben]: Na, sollte vielleicht schon gedeckt sein und nicht so unruhig, eine Bibliothek. Also rote Wände zum Beispiel kann ich mir jetzt schlecht vorstellen. Oder schreiende, bunte Teppiche oder so was. Es ist schon besser, wenn die Besucher Farbe reinbringen.

[Es ist] sicherlich nicht abträglich, dass man verschiedene Arbeitsplatzformen hat. Also man sagt, man eher so einen ... Lesebereich, in dem tatsächlich mehr gelesen wird als jetzt zusätzlich noch geschrieben oder notiert [...]. Insofern schließt das also verschiedene Räume innerhalb dieses Bibliotheksraums ... ein [...].

[Licht]: auf keinen Fall zu hell, im Allgemeinen. Sondern sollte eher [...] am Platz hat man natürlich seine Lampe, die dann das Lesen erleichtert und hell genug ist. Aber ansonsten würde ich sagen, dass es eher ein sehr, nicht jetzt in dem Sinne: gedämpftes Licht, aber ein weiches Licht vielleicht sein sollte. [...] Eher warm natürlich. Also so ein [...] grelles Licht würde ich als störend empfinden ... ungemütlich. [...] ich glaube, als störend würde ich auch empfinden zum Beispiel eine direkte Sonneneinstrahlung. Also das heißt, wenn man an einem Südfenster sitzt und nun permanent auf seinem Schreibtisch dieses grelle Son-

nenlicht hätte, würde ich – glaube ich – abträglich finden. Nicht, weil ich Sonnenlicht nicht mag. Sondern [...] weil es doch vielleicht zu ablenkend wäre. [...] Wahrscheinlich wäre es eine lohnende Studie, die allerdings schnell Erfolg haben würde: Wenn man [...] eine Gruppe auf diese nicht sonnigen Plätze setzen würde und eine andere auf die sonnigen; und dann mal schauen, [...] wie [...] der Pausentakt ist der jeweiligen Gruppe. Dann würde man – glaube ich – schnell darauf kommen, dass die Sonnenplätze [...] dass diejenigen sich mehr im Garten aufhalten, wäre jetzt eine Hypothese.

[Eingangsbereich]: [...] ist ein Treffpunkt, **der** Treffpunkt in jeder Bibliothek. [...] Es gibt ja genug Bibliotheken, in denen man dann hineinkommt und dann tatsächlich im Eingangsbereich schon diese Disziplin aufbringen muss, ganz ruhig und leise zu sein, was eigentlich gar nicht geht, weil man ja sich mit dem Bibliothekspersonal auseinandersetzen muss, weil man dieses und jenes einschließen muss und weil man den und den trifft und so weiter und so fort. Und deswegen sollte das noch mal tatsächlich [...] so eine Art Schleuse quasi in den eigentlichen Bibliotheksbereich sein. [...] ich finde es immer etwas unangenehm, wenn man tatsächlich in eine Bibliothek reinkommt und [...] sofort damit konfrontiert wird: eigentlich darf jetzt alles nur noch im Flüsterton passieren, man darf auch nicht mehr miteinander sprechen et cetera pp., sondern es müsste eigentlich so eine Art Übergangs ... ja, ... -schleuse [sein], würde ich sagen.

Die eigentliche Barriere ist ja: zu arbeiten. Und sich da hinzusetzen und zu lesen und zu schreiben und so. Und wenn man nun quasi diese lästigen Hürden aufbaut – sei es, dass es schwierig ist, seine Habseligkeiten einzuschließen, sei es, dass es immer wieder den Ausweis erforderlich macht, wenn man raus und rein will [...]. All diese Dinge [...] können einen tatsächlich schon aus dem Rhythmus bringen.

Also was ich weniger gut finde ist, wenn mir jemand gegenüber sitzt. [...] man kann dem nicht ausweichen, [...] Blick-

kontakt aufzunehmen oder in Blickkontakt zu geraten. Und das ist dann doch in seltenen Fällen nur schön oder irgendwie erfreulich. Und vor allen Dingen ist es dann natürlich der Arbeit abträglich. Und wenn ich mir jetzt vorstelle, jemand sitzt mir also zwei Meter gegenüber, dann ist auf einmal eine Kommunikationssituation hergestellt, alleine durch das Gegenübersitzen, die man ja nicht haben möchte. Und deswegen [...] ist es besser, meiner Meinung nach, wenn man nebeneinander sitzt, also quasi in einer Reihe. Und [...] Einzelplätze sind jetzt nicht unbedingt notwendig.

[Sitzecken und Loungebereiche]: Naja, da würde ich mich fragen: wozu eigentlich? Vielleicht ist ja der eine oder andere da ... der kann besser lesen [...] oder arbeiten, wenn er da sich in eine Couch setzen kann und um ihn herum spricht noch jemand mit einem anderen. Oder ... es ist jedenfalls nicht so eine ganz konzentrierte Arbeitsatmosphäre wie im Normalfall. Wäre für mich jetzt persönlich nicht so notwendig. Also da würde ich eher für notwendig finden, dass es wirklich einen gemütlichen oder angemessenen Cafeteriabereich gibt, in den ich mich dann wirklich ganz bewusst hineinbegeben kann, um zu sagen: jetzt mache ich mal eine halbe Stunde Pause und trinke einen Kaffee und esse ein Croissant oder was ... dazu.

[Flirten] [...] ist natürlich eine Sache, die ... Man könnte ja fast fragen: Gibt es einen urbanen Ort ohne Flirt? Und ich zähle jetzt mal einfach Bibliothek zu solchen urbanisierten Räumen. Und das ist insofern eine zwiespältige Angelegenheit, weil ja der ... eigentliche Zweck damit total konterkariert wird. Andererseits ist es vielleicht auch ein Raum, in dem man ganz einfach einem Flirt ausweichen kann. Und wenn es dann zu einem Flirt kommt, es vielleicht sogar noch unverbindlicher ist als an vielen anderen Orten. Und es hat sogar noch einen größeren Alibi-Charakter, würde ich sagen. Weil ja quasi diese Arbeitssituation verbindet. Also zum Beispiel ein Flirt [...] in der U-Bahn [...] ist ja doch schon relativ eindeutig. Genauso ein Flirt im Café [...]. [Da]

ist also die Absicht relativ schnell klar und eindeutig, dass es eben sich um einen Flirt handelt. Und bei einem Gespräch [...] beim Kaffee bei der Bibliothek ist das nicht so. Sondern da steht eigentlich immer im Vordergrund: wir arbeiten ja beide hier und haben ja dieses zu tun und jetzt haben wir halt eine Pause und unterhalten uns. Insofern ist es vielleicht was ... für Schüchterne der beste Flirtort. [...] Und es ist natürlich auch eine – meiner Ansicht nach – eine angenehme Begleiterscheinung. [...] Dass man eben tatsächlich noch ein Sozialleben hat, obwohl man viel arbeiten muss und eben für sich alleine eigentlich arbeiten muss, nicht in einem Team arbeitet, keine Kommunikationspartner hat, mit denen man sich über diese Arbeit austauschen kann oder über die Arbeitssituation, über die jetzige Lebenssituation. Und das ist – wenn man so will – [...] das Leidensgenossengespräch oder das Kollegengespräch der Bibliotheksnutzer, und das kann dann eben auch weiter führen. Das ist sicherlich ... sollte nicht ausgeschlossen sein.

[...] Sichtachsen [...] sollten aber großzügig sein. [...] wenn mir jemand zwei Meter vor mir sitzt, dann würde ich das eben [...] in jedem Falle als arbeitsabträglich bezeichnen. Auch wenn mir vielleicht das Gegenüber gefällt oder diejenige oder derjenige, der da mir sympathisch ist. Und ... insofern ist also tatsächlich Distanz ein ganz wichtiger Punkt, um überhaupt so eine Situation aufzubauen, möglicherweise.

Interview 7

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzer 7 Germanist, wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Hochschulinstitut (m, 43 J)

[Gründe dafür, dass ich lieber in der Bibliothek als am eigenen Schreibtisch arbeite] gibt es ganz bestimmt. Das wären zwei Tendenzen, die teilweise sich sogar ein bisschen widersprechen. Nämlich entweder Räume, die architektonisch so angelegt sind, dass sie sich über große Fensterflächen zu einem Außenraum öffnen [...], also im Grunde so etwas wie einen Blick auf eine Stadtlandschaft oder einen Garten integrieren können [...]. [...] Das andere wäre eine Bibliotheksarchitektur, die so verwinkelt und labyrinthisch ist, dass es in ihr eigentlich Rückzugsorte gibt beziehungsweise Orte, in denen man dann wieder völlig separiert ist. [...] das sind zwei Tendenzen, die sich natürlich kaum verbinden lassen, aber das sind zwei Dinge, die ich attraktiv finde, wenn es darum geht, einen Ort in einer Bibliothek zu suchen, an dem man arbeitet.

Also wenn ich wirklich gezwungen bin, in der Bibliothek auch Texte zu schreiben [...], das ist am ehesten dann so, wenn ich [...] an anderen Bibliotheken [arbeite], wo ich forschungshalber unterwegs bin, dann suche ich mir eher solche Plätze, wo ich mich sekretieren kann.

In [der Forschungsbibliothek X in einer anderen Stadt] ist es so, dass es egal ist, ob ich einen Tag da bin oder mehrere Wochen oder teilweise sogar Monate, was auch schon vorkam, dass ich versuche, im Lesesaal den gleichen Platz zu bekommen, dass es auch in der Handbibliothek die gleichen Rückzugsorte gibt [...]. Und [die Forschungsbibliothek X] ist in der Tat die Bibliothek, die ich auch aufsuche, um, wenn bestimmte Forschungen anliegen, mich aus [der Heimatstadt] zurückzuziehen und konzentrierter zu arbeiten. Weil [...] der Zeitdruck, der dadurch ent-

steht, dass man nur eine gewisse Zeit dort arbeiten kann, tatsächlich fruchtbar ist. [...] während ich hier in Bibliotheken dann vielleicht die Neigung hätte, an den Bücherregalen entlangzugehen und herum zu bibliographieren, was ich nicht bibliographieren muss, kommt das dann in [der Forschungsbibliothek X] nicht vor. Dort konzentriere ich mich auf die Arbeit und habe [...] gleichzeitig die Bedingung, dass alles, was ich nur brauche, innerhalb einer Stunde auf meinem Tisch liegt oder innerhalb von fünf Minuten im Handapparat aufgesucht werden kann.

Während ich normalerweise eher die Neigung hätte, eine Wand im Rücken zu haben, setze ich mich in [der Forschungsbibliothek X] tatsächlich immer im Lesesaal direkt [...] mit dem Rücken vor die Eingangstür. Und überblicke dann die anderen Benutzer, habe aber hinter mir eine Unruhe, die andere vielleicht stören würde. Das ist auch der Grund, weshalb dieser Platz eben oft frei bleibt. Das ist aber etwas, was mich nicht stört.

Die Stipendiaten in [der Forschungsbibliothek X] kommen oft relativ spät in den Lesesaal, weil sie eben für einen längeren Zeitraum da sein können. Und da ich meistens wenig Zeit habe, nutze ich dann den Vormittag, wo es da noch nicht besonders unruhig ist und man den Lesesaal noch relativ für sich alleine hat. Das heißt: Ich lese eher am Vormittag und recherchiere eher am Nachmittag.

[Die Pausen] ergeben sich zum Teil auch aus dem Stipendiatenbetrieb dort, weil es zum Beispiel auch [...] – das ist in der Tat ritualisiert – ein Stipendiatenkafeeetrinken gibt, bei dem man sich trifft. Außerdem gibt es auf der Ebene des Lesesaals auch eine Cafeteria, in die man sich immer leicht zurückziehen kann. Das heißt: Normalerweise hat man einen regelmäßigen Tagesablauf, der aber dann gestört wird, wenn man zum Beispiel Leute dort trifft, die gleiche Themen bearbeiten und sich mit denen in die Cafeteria zurückzieht oder Ähnliches. Das heißt: Die Unregelmäßigkeiten resultieren dort meist aus Kontakten, die man pflegt. [...] [Die Kontakte machen in der Forschungsbibliothek X]

– das ist vielleicht etwas übertrieben – aber man kann schon sagen: die Hälfte der Wichtigkeit dieser Bibliothek aus, weil die Leute dermaßen spezialisiert sind, dass man damit rechnen kann, eigentlich fast immer Anknüpfungspunkte zu finden an das, was andere machen. [...] Und das ist eben auch ein Grund, warum man sich sehr gern dorthin zurückzieht, weil man dort eine Arbeitssituation vorfindet, die in einer Bibliothek, die gleichzeitig einen Universitätsbetrieb zu bedienen hat und die man vielleicht als Massenbibliothek ansprechen könnte, nicht herzustellen ist.

Der Lesesaal dort ist relativ dunkel [...], das heißt, dass man sowieso darauf angewiesen ist, über dem eigenen Tisch Licht zu machen [...]. Es gibt Arbeitsplatzlampen, durch die man natürlich in einem etwas schummrigen – wenn auch nicht dunklen – Raum sowieso immer wieder einen eigenen Lichtraum bildet. Das heißt: Man hat in dem größeren Raum sowieso eine Form von Sekretierung. Und man hat dort auch zweier-Tische, die meistens nur von einer Person genutzt werden. Selbst, wenn sie von zwei benutzt würden, hätte man genug Platz, [...] um sich nicht gestört zu fühlen.

[In der Forschungsbibliothek X] weckt im Grunde jeder Bücherstapel eines Mitlesers Begehrlichkeiten. Das heißt, es beunruhigt einen auch immer ein wenig, was die anderen dort gerade bearbeiten. Das heißt: Es weckt Neugier.

Ein Tag, an dem ich mich darauf einlassen würde, [den Lesesaal der Forschungsbibliothek X] nur als Raum zu nutzen, wäre einer, der für mich als Leser verloren wäre. Also ich finde es attraktiv, aber ich finde es auch gefährlich. [...] Das heißt, dass ... es immer ein Ablenkungspotenzial ist, natürlich. [...] also da hat man zwei im Grunde angenehme Sinnesangebote, nämlich das des Buches und das anderer Leute, die sich schon gegenseitig auskonkurrieren können.

Ich würde sagen, es ist nicht animierend, dass [die anderen Bibliotheksnutzer] bloß arbeiten. Da würde ich eher sagen, dass man einen Bezug zu ihrer Arbeit eher [in der Forschungsbibliothek X] hat, wo man vermuten kann, dass jemand gerade etwas liest, was man selbst auch gerne lesen würde. [...] Es ist [...] der – vielleicht auch für einen Sammler – typische Neidkomplex, der aufkommt, wenn man weiß, dass alle Leute hier in dem gleichen Feld gerade konkurrieren.

Ich habe in [...] Bibliotheken durchaus schon die Erfahrung gemacht, dass gerade – [...] wenn man so will – das störende Rauschen, als optisches und akustisches Rauschen, einen auch in einer Weise isoliert, dass man in der Lage ist, sich zu konzentrieren. Sowie ich auch schon Wohnsituationen hatte, wo mein Arbeitsplatz auf eine Straße rausging, die von vielen Leuten frequentiert war. Und das konnte eine stimulierende Wirkung haben. Also die diffuse Geräuschsituation, die so eine Bibliothek hervorbringt. ... Aber das darf dann natürlich nur eine diffuse sein und keine, in der man wieder etwas erkennt. Also genau so, wie man abgelenkt werden kann, wenn man dann seinen Blick vom Buch nimmt, um sich auf einzelne Personen zu konzentrieren, wäre es auch, wenn man sich zum Beispiel auf einzelne Gespräche oder Ähnliches konzentrieren könnte.

Stühle – wenn es sich die Bibliothek leisten kann, nach Möglichkeit natürlich schon neuere Bürostühle. Aber ansonsten möglichst Freischwinger. Und Tische, die groß genug sind, um die gewünschte individuelle Distanz zu schaffen und große Mengen von Büchern abzulegen.

[Sitzecken und Loungebereiche] halte ich eigentlich für unbedingt wichtig insbesondere bei Bibliotheken, die auch manche Studenten als Klienten haben [...], weil man da in der Regel davon ausgehen kann, dass Leute auch zum Beispiel gemeinsam Bibliotheken besuchen, dort Kontakte pflegen mit Leuten, denen sie auch in Seminaren begegnen, und sich daraus auch so was wie Arbeitsgruppensituationen ergeben können. [...] diese Cafe-

teria in [der Forschungsbibliothek X] ist im Grunde ein Ort, der genauso wichtig ist wie der Lesesaal. Aber das ist ja nicht in jeder Bibliothek gleich. [...] Aber ansonsten würde ich es dort für sehr wichtig halten, wo man auch hofft, dass bestimmte Leute in Kommunikation treten.

Ich erwarte kein freundliches Bibliothekspersonal.

Interview 8**Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzerin 8
Wirtschaftswissenschaftlerin, wissenschaftliche
Mitarbeiterin an einem Hochschulinstitut (w, 48 J)**

[...] ich suche den anonymen Platz zum Arbeiten [...], der mir auch Kontinuität bietet. Also es ruft mich keiner an, ich entscheide darüber, wann ich die E-Mails beantworte und so weiter. [...] Die Verpflichtung, greifbar und als wissenschaftlicher Mitarbeiter [...] zuständig zu sein für Lernprozesse von anderen ... [...] diese Option nehme ich den anderen, indem ich mich zurückziehe.

[Lieblingsplätze habe ich] unbedingt. In der [Institutsbibliothek X] habe ich sogar einen Schrank bekommen [...], den kann ich also nutzen, den muss ich nicht täglich räumen. Und das ist mein Mini-Büro – fast. Und dann bin ich morgens um neun da, um einen bestimmten Platz am Fenster zu besetzen. Also ich brauche diese Konditionierung. Morgens um neun beginnt das ... nicht das Arbeiten, weil ich fange oft auch schon zu Hause an, aber ich muss dann sofort um neun fortsetzen. Und wenn ich jeden Tag einen Platz suchen sollte, in der Bibliothek, wäre das gestört, diese Kontinuität des Beginns.

Ich kann rausgucken, ich muss nicht rausgucken. Also ich kann, was draußen passiert, ignorieren. Aber ich brauche den Blick über diesen Buchrand oder über den Computer hinaus [...] ohne, dass ich jetzt beschreiben könnte, was ich da gesehen habe. Das ist einfach so der [...] Blick – die Augen ruhen sich aus von dem Computerbildschirm, von der Konzentration, und der Blick schweift einfach nur über diese grüne Landschaft, das finde ich ganz wichtig. [...] ich kann auch nach links und nach rechts gucken, das mache ich auch ... aber – ich glaube – nicht so häufig. Also ich bin niemand, der jetzt in der Bibliothek diese Prozesse um einen herum wahrnimmt. Also das vermeide ich sogar. Am

Anfang, als ich aus meinem Arbeitszimmer an dem Fachbereich ausgestiegen bin – übrigens weil da Bauarbeiten permanent waren, es war auch notwendig da rauszugehen – und dann in die Bibliothek geflüchtet bin, da habe ich natürlich ein bisschen geguckt: Was ist da hinter mir, wer ist in der Bibliothek, aha, das sind alles jüngere Leute, alles Studenten, aber zum Glück nicht aus meinem Fachbereich. [...] Aber wenn ich das einmal festgestellt habe, diese Umgebung, dann reicht mir das. Also das ist eine Art Bestandsaufnahme. Und wichtig ist auch, wenn ich morgens dahin komme, dass es immer gleich ist. Also eine Bibliothek, die aus veränderbaren Räumen bestehen würde oder ihrerseits ständig umgestellt würde, das würde mich irritieren. [...]

[Ich habe die Bibliothek als Arbeitsort gewählt] in der Hoffnung, dass es mir da besser gelingt als in meinem Büro. Das war das Motiv.

[Im Büro] habe ich mehr Verpflichtungen. Und ich müsste bei Telefonanrufen oder bei Klopfen an der Tür immer erklären, warum ich jetzt keine Zeit habe. Und das selbst würde mich schon so ein bisschen stören, dass ich das sagen muss. In der Bibliothek bin ich unerreichbar [...]. Der Unterschied zum Büro oder zum Arbeitsraum zu Hause [...] ist, dass zu Hause nun gar niemand vorbei kommt. [...] ich kann wählen zwischen diesem Büro, wo ich [...] oft gefragt werde und unterbrochen werde in meiner Arbeit – wobei das nicht mal unangenehme Unterbrechungen sind, aber es sind Unterbrechungen –, zu Hause, wo niemand vorbeikommt und wahrscheinlich niemand anruft und in der Bibliothek, wo sehr viele Dinge um mich herum passieren permanent, die mich aber nicht betreffen. Also ich habe um mich herum Leute, die da sind oder auch reden oder gehen und kommen. Es ist also eine lebendige Umgebung, die mich nicht meint oder mich nicht auffordert, daran teilzuhaben. Ich könnte wahrscheinlich dann mehr mit Leuten reden. Aber in der Regel sind die Leute ja nicht da meinetwegen. Also zu Hause ist niemand,

im Büro sind zu Viele und in der Bibliothek habe ich eigentlich immer die Option: steige ich mit ein, beteilige mich nun [...].

Ich mache Pausen, wenn ich will [...]. Wenn ich um neun hier bin ... bestimmt die erste Pause so um zehn, halb elf, Kaffee, Tee oder was – wonach mir ist. Dann um eins oder zwei, wenn ich Hunger bekomme. Oder auch später. Also ich verabrede mich nicht mit Leuten, selten tauchen Leute auf, die sich mit mir verabreden. [...] Insofern bestimme ich immer ganz spontan, wann ich unterbreche. [...] Also höchste Zeitsouveränität [...]. Ich bin nicht gebunden ... an keine andere Vereinbarung.

Die elektronischen Ressourcen, die ich brauche, kann ich mir mit meinem Computer überall downloaden. Das ist jetzt nicht abhängig vom Bestand der Bibliothek.

Zum Beispiel: ich gucke gerne in den Zeitschriften. [Da gucke ich] mir gerne [...] die Neuerscheinungen an, das heißt, die ganzen Auslagen der Zeitschriften. [Das] brauche ich, um mir schnell zu vergegenwärtigen, was ist gerade Thema in diesen neuen Zeitschriften. Das finde ich auch sehr wichtig, dass die da liegen, bevor sie dann für ein paar Wochen zum Binden verschwinden. [...] Ich finde das ganz gut, dass um mich herum – für den Fall, dass ich es brauche – [...] gehe ich da hin, guck dort in den Präsenzbestand [...] und organisiere mir, was ich vermisse. [...] und dann kann ich auch gleich kopieren gehen [...], wenn diese Ressourcen nicht online verfügbar sind [...].

Im Büro bin ich mehr so eingeklemmt in dieser Schreib-tischkonfiguration – und zu Hause auch. Und dieses in der Bibliothek sich-Hinbewegen zu einem Zeitschriftenbestand, den man einfach nur so durchblättern will, das ist einfach eine wunderbare Bereicherung, weil man, wenn man dahin geht, nicht genau weiß, was man eigentlich finden wird. Und wenn ich das alles im Internet permanent recherchieren sollte, dann würde ich nie wirklich einen Eindruck bekommen. Also wenn ich dann den Titel im Internet sehe und das Abstract – okay, das hat aber für

mich eine andere Wirkung, als wenn ich in der Zeitschriftenauslage so vier, fünf Sachen sehe, die ich sowieso regelmäßig durchsehe und dann: Ach, da gibt es noch was Neues! Ach, guck an, diese Zeitschrift hat jetzt auch zu diesem Thema was produziert ... und dann habe ich das Gefühl, dass ich sofort zugreifen kann [...]. Deswegen finde ich diese Wege hin zu den taktilen und visuellen, wahrnehmbaren Ressourcen eigentlich viel wichtiger [...]. Es geht also nicht nur um die Verfügbarkeit, weil online ist ziemlich viel verfügbar. Es geht für mich um das Begreifen [...], indem ich damit schon mal in Berührung komme. Also ich kann die Neuerscheinungen ganz anders bewerten, wenn ich das neue Exemplar auch in der Hand hatte und da ein bisschen mehr lese als ein Abstract. Zum Beispiel: Literatur – was hat er für Literatur verwendet [...]? Und das finde ich total wichtig, weil diese Eindrücke bleiben. Also viel viel eher so in meinem Gedächtnis, wenn ich dann schreibe und mir Notiz gemacht habe: da gibt es jetzt eine Debatte, die geht in eine andere Richtung als ich das bisher wahrgenommen habe. Dann kann ich aufgrund der Notiz gleich den Ort wieder sichern und kann da zugreifen. Und ich vermute, dass ich in der [...] bloßen Internetrecherche nicht dieses Gefühl hätte von Zugreifenkönnen und Sichern [...]. [...] Diese Eindrücke sind viel stärker als der Klick im Internet.

Also für mich ist es ganz wichtig, [...] auch andere Leute – in der Art wie sie arbeiten – zu sehen. Zum Beispiel, da finde ich diese Stabi, Staatsbibliothek [West] eigentlich sehr gut, weil da herrscht oft so eine ganz knisternde Ruhe, eine wirklich wunderbare Atmosphäre von Ernsthaftigkeit [...]. Zum Beispiel dieses in der Stabi zwischen den Reihen hindurch gehen, die Wege sind da [...] länger [...], das nutze ich immer so ein bisschen zu gucken: wer ist eigentlich noch da. Also – ohne jetzt genau hinzugucken. Ja, und das finde ich auch gut ... ich muss sagen: ich selber, wenn ich nur zu Hause wäre den ganzen Tag und mich würde niemand sehen, dann ... wäre das wahrscheinlich auch ... nicht so toll auf die Dauer. Also es gibt Phasen, wo ich nur zu

Hause arbeite; zum Beispiel bei der Endredaktion der Habilitationsschrift. Oder bei der Endfassung der Magisterarbeit [...], da habe ich mich zu Hause für vier Tage völlig verbarrikadiert. Aber das ist kein guter Zustand [...] auf Dauer zum Denken oder zum Klarheit bekommen brauche ich auch andere Leute. Einfach so ein bisschen ... *touching* ... ein bisschen Kontakt aufnehmen. Und ab und zu trifft man auch jemanden, den man kennt [...].

[...] ich finde [die Gegenwart der anderen arbeitenden Menschen] ganz wichtig in so einer Phase, wo ich selbst in der wissenschaftlichen Arbeit noch auf wackeligen Pfaden unterwegs bin, gedanklich. Also, ich habe festgestellt, wenn ich zum Beispiel mich in neuen Thesen oder neuen Themen ausprobiere, gedanklich, dann ist für mich diese stabile Umgebung ganz wichtig – oder so eine ernsthafte Arbeitsatmosphäre wie in der Stabi [...]. Weil ich finde, dieses wissenschaftliche Arbeiten, also gedanklich in eine unbekannte Dimension zu gehen, das gelingt mir schneller oder besser, wenn um mich herum etwas stabil ist und ich diese Stabilität nicht permanent herstellen muss. Selbst zu Hause müsste ich ja immer darauf achten, dass ich nicht gestört werde durch Nachbarn oder so und im Büro auch. Und in der Bibliothek bin ich anonym, das ist das [...] Grundprinzip, in der Regel kennen mich wenige Leute. Das heißt es gibt eine Atmosphäre, die ist da, die ist für mich nicht bedrohlich, die ist inspirierend, sie ist ernsthaft, sie ist eine Atmosphäre, die mich trägt wie bei einem Flug in das Unbekannte. Und ich habe festgestellt [...]: so eine Endphase einer wissenschaftlichen Arbeit, wo ich mich abnabele aus dem Projekt, wo ich nur noch die Fußnoten schreibe oder die Korrekturen mache, da brauche ich diese Umgebung nicht mehr. [...] Aber ich brauche diese anderen, diese Leute um mich herum, diese Figuren, die auch [...] unterwegs sind, um irgendwo anzukommen, solange, wie ich selbst auch unterwegs bin und immer mit Unsicherheit konfrontiert bin. Also man ist ja – wenn man wissenschaftlich arbeitet – nie auf der sicheren Seite [...].

Die anderen können alle da sein, das sind [...] meine Statisten, aber ich spiele in deren Bezugswelten keine Rolle. Das ist wichtig. Sie können mich nicht verpflichten und umgekehrt auch nicht.

Ich suche mir nie einen Platz in der Bibliothek, der [...] versteckt hinter einem Regal oder einem Pfeiler ist. Also ich suche mir keine abgeschirmten Plätze, sondern ich sitze eher da, wo viele vorbeigehen. Also wo es ein rauschendes Vorbeischlendern gibt. Und zwar, ich glaube deswegen, weil diese [...] angeblich ruhigen Plätze in der Bibliothek, die ich früher immer gesucht habe [...]: die Ruhe kann ich nicht verteidigen, weil, wenn es so Eckplätze waren oder in so kleinen Nischen, dann fällt jedes Geräusch sofort auf, jedes Gespräch wird sofort wahrnehmbar. [...] Auch in der Stabi sitze ich genau mittendrin [...] in so einer Durchgangsstrecke, das ist eigentlich mein Kriterium immer. Da, wo es prinzipiell eher laut ist, weil viele durchgehende Geräusche sind, aber genau die brauche ich, die haben mit mir nichts zu tun [...].

Ich habe früher [...] die ersten vier Jahre immer im Büro gesessen. Und das würde ich nie wieder machen wollen. Man dreht in so einer ... nicht Einsamkeit, aber so einer Abgeschlossenheit in den Gedanken so vor sich hin. [...] Während, wenn ich immer rausgehe und immer andere Leute sehe, dann scheint das [...] so eine Reflexion in Gang zu setzen [...].

Also ich hatte in der [Institutsbibliothek X] ungefähr ein Jahr lang einen Psychologiestudenten, der auch ein bisschen älter war [...]. [Und da] haben wir uns mal beim Kaffee unterhalten, weil er saß mit seinem Notebook neben mir und hatte mich einfach gefragt, was ich mache. Und ich hatte auch wahrgenommen, dass er jeden Tag da ist. Und was er macht, wollte ich dann auch wissen. Und da haben wir dann zwar kein Ritual draus gemacht, keinen Kaffee jeden Tag, aber vielleicht einmal mit Monat ein bisschen geplaudert [...]. Und das war schon ganz wichtig. [...] Das war erstaunlich, wie sehr mir die Figur nachher fehlte, als

der dann fertig war mit seinem Examen [...], merkte ich, dass der weg war. Also da hatte ich dann feststellen können: das ist schon ein Teil des Inventars geworden [...] – oder mehr.

[Geräusche]: Unangenehm finde ich wirklich diese Plastiktüten.

Licht finde ich wichtig – dass man selbst bestimmen kann, wie hell es sein soll. Also Schreibtischlampen ... ist wichtig. Das finde ich bei der [Institutsbibliothek A] unglaublich, dass die das nicht installieren können oder nicht wollen – dass man da von Deckenlampen abhängig ist, das führt natürlich dann bis hin zu Müdigkeit.

Eingangsbereich sollte – finde ich – wirklich ausreichend Schränke haben oder große Schränke. [...] Der Eingangsbereich sollte nicht so sein, dass man das Gefühl hat, man ist da nicht geduldet. [...] Ich finde, der Eingangsbereich sollte wirklich ein Portal sein zur Bibliothek, also: einladend, und nicht so: au weia, jetzt gehe ich in die Bibliothek [...].

[Sanitäre Einrichtungen] sind in der [Institutsbibliothek X] nicht vorhanden, da muss man immer raus, das heisst: man muss immer durch den Eingangsbereich [...]. [...] Besser, man hat Toiletten in der Bibliothek.

Am liebsten habe ich natürlich gegenüber niemanden. Also weder Rücken noch direkt. [...] Und wenn ein Rücken vor mir ist, also andere, dann möglichst viel Abstand, also man sollte da nicht Meter auf Meter sitzen [...]. Wenn sich die Person vor einem bewegt und man das Gefühl hat, dass der Windhauch über die eigenen Blätter auf dem Schreibtisch weht, das ist einfach zu eng. Also: Platz, Platz und Weite.

Ich gehöre nicht zu denen, die in der Bibliothek ihren Lebenspartner gefunden haben, aber ich kann sagen, dass es schon mal hin und wieder [...] so Figuren gab – oder eine zumindest – wo ich mir näher darüber Gedanken gemacht habe: wie könnte

man dann morgens so auffallen, dass man schon von ihm wahrgenommen wird. Aber es kam nie zu einem Flirt. Es war eher so [...] eine Wunschprojektion.

Interview 9**Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzer 9
Studium der Wirtschaftskommunikation (m, 27 J)**

[...] bis jetzt habe ich in der Bibliothek noch nicht gearbeitet. Nur die Bücher, die Medien ausgeliehen. [Ich] hole mir die Bücher aus den Bibliotheken und arbeite zu Hause.

[Es ist] sehr umständlich [...] mit Internetzugang. Weil ich für das Studium doch viel Hilfe aus dem Internet brauche. Wenn es jetzt darum geht, irgendwelche Unternehmen [...] vorzustellen, dass man da ständig auf die Homepage wieder drauf muss und sonst was. Oder auch Lexika oder so. Wie auch immer, auf jeden Fall: das kann man in der Bibliothek – glaube ich – auch machen. Aber mit Laptop und so was, das ist mir alles ein bisschen zu umständlich, das da immer hinschleppen. Und weil die Arbeitsatmosphäre da nicht so toll ist in Bibliotheken, meistens. Es gibt vielleicht Bibliotheken, wo es angenehm ist, ich weiß jetzt aber nicht, wo das der Fall ist.

Man muss sich da wohl fühlen, und das ist [...] in vielen Bibliotheken nicht der Fall. Vielleicht auch deswegen, weil da noch andere Leute sind, was auch ablenken kann, [...] dass man nicht so ganz [...] seine Ruhe hat. Oder mal aufstehen kann und sich was ... rumlaufen kann und sich da überlegen kann oder so was. Also, [...] ist halt ein bisschen komisch in der Bibliothek.

Ich hole mir eigentlich fast alles aus Bibliotheken so, was ich brauche. Weil ich die Bücher auch nur für eine begrenzte Zeit brauche.

[Wichtig ist], dass man sich jederzeit einen Kaffee kochen kann und nicht dafür bezahlen muss extra. Ist ja relativ teuer [...]. [...] und jederzeit auch was essen kann [...].

Ich bin vielleicht nicht unbedingt so ein Lerntyp, der jetzt sich dann vier Stunden Zeit nimmt und sagt: Ich gehe jetzt vier Stunden in die Bibliothek oder so. Dass ich das dann mir verteile über den Tag und dann zwischendurch was anderes mache. Und noch andere Sachen erledigen muss: Telefonieren oder so was, das wird ja in der Bibliothek auch schwer. Über das Handy ist wiederum teuer und so weiter und so fort. Ja ... E-Mails ... so was hat man jetzt, ja, das kann man sich alles einrichten. Wenn man [...] gut darauf vorbereitet ist, kann man das vielleicht machen, aber ich bin das eigentlich nicht ... ich sehe da jetzt nicht wirklich so den Vorteil, in der Bibliothek zu arbeiten. Es gibt Leute, die sagen, die arbeiten lieber in der Bibliothek, weil sie zu Hause immer abgelenkt sind. Das ist bei mir aber nicht der Fall. [...]

Ich kann besser lernen, wenn ich ganz alleine bin.

Viele Bibliotheken sind ja jetzt nicht so toll renoviert [...].

Mit Licht kann man natürlich auch schön gestalten. [...] Ein angenehmes Licht ist wichtig. Ja, also wenn das jetzt so Neonröhren sind oder so was – [...] das ist zwar hell genug, aber das macht dann kein schönes Licht, in dem man sich dann länger aufhalten will als: sich die Bücher raussuchen und mitnehmen und abhauen.

Interview 10**Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksnutzerin 10
Diplom-Geografin, Bibliotheksreferendarin im ersten
Jahr an einer Universitätsbibliothek (w, 29 J)**

Unsere neue Bibliothek hatte auch Carrels, das heißt: man konnte sich die monatsweise mieten. Oder es gab auch Tagescarrels, dass man die sich tageweise mietet. Das war denn sehr nett als Ort zum Lernen oder auch zum Schreiben der Diplomarbeit. Wobei es halt ewig gedauert hat, bis man eines gekriegt hat. [...] in der Zeit waren dann halt auch noch ein paar Freundinnen in der Bibliothek, das heißt: man hat sich dann auch in der Cafeteria zum Kaffeetrinken verabredet, oder man hat sich dann im Foyer getroffen und ist zusammen zum Mittagessen gegangen.

Wenn Menschen um mich rum sind, die leise sind und arbeiten, ist das okay. Aber so viel Geräusche um mich herum brauche ich nicht, um zu arbeiten. Also da habe ich es lieber sehr ruhig.

Die [Bibliothek] hatte bis 22 Uhr offen. Also manchmal war ich da auch länger. Vielleicht wenn ich auch zu Hause gearbeitet hatte, dass ich dann abends noch in die Bibliothek gegangen bin, um [...] Literatur zu suchen.

[...] es gab einen Bereich, einen Teil des Gebäudes, dessen Luftraum komplett vom Foyer getrennt war. Das heißt, da war es wesentlich ruhiger. Und es gab dann auch einen Teil, der mit dem Foyer verbunden war, wobei die Lautstärke da auch noch ging. Und es gab ganz verschiedene Arten von Arbeitsplätzen. Es gab mal eine Reihe recht schmaler Arbeitsplätze am Fenster lang mit Computern ausgestattet [...], dann gab es eine andere Front, wo zwei oder vier Arbeitsplätze nebeneinander waren. [...] Im Innenraum gab es auch Arbeitsplätze. [...] Es gab sowohl [...] mit Computern, entweder nur mit dem Zugang zum Online-

katalog. Oder zum Internet: frei, wenn man eine Kennung hatte, also wenn man angemeldet war. Oder ganz ohne Computer. Ob man überall seinen Laptop anschließen konnte, weiß ich [...] nicht, ich hatte keinen. [...] Stühle waren in den [...] Carrels [...] andere [...] als draußen.

Ich habe immer die Plätze bevorzugt, an denen ich Tageslicht hatte und einen schönen Ausblick. Also, umso höher man kam, konnte man dann halt auch noch so über [die Stadt] weg blicken und in die Täler rein oder auf den Botanischen Garten. Das war mir wichtig – und halt, dass es ruhig war.

Vor einer Wand zu sitzen, bereitet mir wenig Vergnügen. [...] Unangenehm!

Es gibt [...] verschiedene Stile, eine Tastatur zu benutzen.

Die Bibliothek in der ich war, war nicht mit Geografie-Büchern ausgestattet. [...] Das war allein der Arbeitsplatz, wo man nicht abgelenkt werden konnte. Also so die Atmosphäre, dass andere auch arbeiten, dass sie so ein wenig ansteckt [...]. Dass man teilweise auch Gesellschaft hatte, also dann sich zum Kaffee trinken verabreden konnte. Ja ... also eher so als ... Arbeitsraum und sozialer Treffpunkt.

Zu Hause hat man halt noch wesentlich bessere Möglichkeiten, sich länger abzulenken. Also dann kann man sich mal einen Kaffee kochen, und [...] was aufräumen, und da liegt noch ein Brief rum, den man jetzt bearbeiten könnte und ich weiß nicht was. Oder – ach, man ist so müde! – man könnte eigentlich gleich noch mal schlafen. Und ... ich denke, die Ablenkung in der Bibliothek ist dann eher so kurzzeitig. Dass man mal hoch schaut und jemanden anschaut, weil er irgendwie nah am Tisch vorbeigegangen ist oder so. Aber halt nicht, dass man direkt aufsteht und was anderes macht. [...] Ich mag es schon, wenn ich weiß, dass andere auch fleißig sind – und das auch sehe in der Bibliothek.

Wenn eine Bibliothek farblich angenehm gestaltet ist, hält man sich – denke ich – lieber drin auf. In [der Universitätsbibliothek X] war halt viel mit Holz gemacht, fand ich sehr angenehm. Und ein paar Pflanzen, die dann grün waren. Und [...] [das] Hauptgebäude [der Universitätsbibliothek Y] finde ich furchtbar. Das ist halt hauptsächlich grau, und das gefällt mir gar nicht ... fühle ich mich unwohl.

Ich glaube, es ist unrealistisch zu sagen, dass Handys draußen bleiben müssen und ausgeschaltet sein müssen. Das – denke ich – ist einfach nicht mehr durchsetzbar. Und es ist auch nicht benutzerfreundlich.

[Sitzecken, Loungebereiche]: Sehr wichtig! Äußerst wichtig! Gemeinsam mit [...] Gruppenarbeitsräumen. Aber Gruppenarbeitsräume können ja dann eher vielleicht fachlich genutzt werden und Loungebereiche sind aber auch sehr wichtig, weil man dann entweder die Möglichkeit hat, draußen zu diskutieren und die anderen nicht zu stören. Oder halt [...] sich wirklich auch dort zu verabreden, um fachliche Sachen in entspannterer Atmosphäre zu diskutieren.

Wachdienste, was es ja mittlerweile gibt, können – glaube ich – an ihrer Freundlichkeit noch ein bisschen arbeiten. Schade, dass man sie überhaupt braucht.

Einer Freundin wurde [...] mal ein Zettel – vielleicht sogar mit Blume – vor die Tür gelegt, also vor dem Carrel, das sie gerade hatte. Das war dann ... Gesprächsthema.

Interview 11

Auszüge aus dem Interview mit einer Innenarchitektin [IA] und einer Produktdesignerin [PD], beide spezialisiert auf Shop- und Ausstellungsgestaltung (beide w, beide 33 J)

Gemeinsam mit beiden Interviewpartnerinnen hat der Interviewer im Vorfeld des Gesprächs mehrere neuere und ältere Bibliotheken in Berlin besichtigt.

[PD] [Bibliotheken habe ich] im Studium natürlich [genutzt], wobei die Bibliothek bei mir im Fachbereich eher rudimentär ausgestattet war und auch keinen Aufenthaltscharakter hatte. Also es war wirklich ein leerer Raum, ein ungenutzter Raum im Fachbereich selber, der dann zur Bibliothek umfunktionierte, aber an sich eigentlich keine Qualität hatte, so von der Atmosphäre.

[IA] Während meiner Diplomzeit habe ich am Anfang im ersten Monat fast täglich in der Bibliothek die Zeit verbracht, um zu recherchieren. [...] Vielleicht pro Tag drei, vier Stunden.

[PD] Ich habe eigentlich in der Bibliothek eher die entsprechenden Bücher gesucht und gefunden, die ich halt brauchte für meine Arbeit, aber habe nicht vor Ort gearbeitet, bin wieder zurück in mein eigenes kleines Studentenzimmer und habe mich dort hingesetzt. Aber das hing auch sicherlich damit zusammen, dass ich noch nicht die Technik hatte, um vielleicht auch vor Ort direkt [...] die Inhalte zu übertragen oder irgendwie im Rechner einzugeben, um sie nutzen zu können. ... Internet war zu dem Zeitpunkt mir noch ziemlich fremd, deswegen habe ich eigentlich die Bücher mit nach Hause genommen und [...] direkt halt innerhalb meines Arbeitsablaufes dann die Inhalte genutzt.

[IA] [...] die Nutzung zwischen öffentlichem und dann etwas zurückgezogenem Bereich, das hat sich ja auch in den Jahren [...] entwickelt, dass man wirklich auch Räumlichkeiten hat, wo

man in kleinen Gruppen auch sich zusammensetzen kann. Das – finde ich – ist ein sehr positiver Aspekt, dass [...] die Möglichkeit besteht für die Nutzer, dass man verschieden die Bibliothek nutzen kann. Einmal kann ich ganz privat, zurückgezogen mich irgendwo hinsetzen und lesen und auch kreativ sein [...] und ich kann mich auch mit Leuten treffen, dort arbeiten [...]. Also es gibt verschiedene Räumlichkeiten, wo man eben auch unterschiedlich arbeiten kann [...]. Und vor allen Dingen auch durch die neuen Medien beziehungsweise die neuen Geräte, die vor Ort sind, kann man auch viel mehr wirklich praktisch dort arbeiten. Man kann [den] Laptop mitnehmen, man kann Kopien machen. Ein Beispiel haben wir gesehen, dass man eben aus Büchern etwas rausscannt und sich direkt per E-Mail zuschicken kann. Das sind schon Neuerungen, die wahnsinnig hilfreich sind [...].

[PD] Außerdem ist natürlich auch der Aspekt der Atmosphäre, die die Gebäude geben, ganz wichtig. Also dass man einfach auch Lust hat, dort hin zu gehen und sich dort aufzuhalten und einem [...] nicht unbedingt unmittelbar vermittelt wird: hier habe ich jetzt zu arbeiten, sondern dass man es einfach auch als sehr angenehm begreifen kann, sich dort aufzuhalten. Das ist ein ... ganz indirektes Gefühl ... also das ist [...] eine schöne Nebensache [...], die aber eigentlich ganz wichtig ist für eine Bibliothek, um die Leute auch einfach in der Bibliothek zu halten und ihnen eine Aufenthaltsqualität zu geben.

[IA] Früher hat man da immer auf den [...] unbequemen Stühlen gesessen, und jetzt kann man dann wirklich richtig lange verweilen und sich auch bequem hinsetzen. Und es sind schöne Materialien in den Bibliotheken [die wir gesehen haben]. Es ist halt viel mehr für das Auge. Und von daher – also jetzt gerade, wenn man in einem gestalterischen Beruf tätig ist – ist es natürlich auch sehr schön, wenn man in ein Gebäude reinkommt, was insgesamt sehr reizvoll und sinnlich ist. Und da haben wir ja jetzt auch Beispiele gesehen, die [...] von der Architektur schon wirk-

lich, wenn man reinkommt, wo man total begeistert ist, wenn man neben dem, dass man Bücher sich anschaut, natürlich auch die Architektur um sich herum hat und sich dort wohlfühlt. Und das finde ich ganz ganz wichtig, wenn man auch gerade an die Leute denkt, die viel Zeit da verbringen. Dass die sich wohl fühlen in den Räumlichkeiten, durch angenehme Farben, Materialien, Tageslicht, was nicht blendet – aber trotzdem [...] ein lichtdurchfluteter Raum ist.

[IA] Uns ist aufgefallen, dass [in Bibliotheksräumen] [...] eine Kommunikationshierarchie fehlt: Welche Informationen sind am wichtigsten, und welche müssen sich eigentlich unterordnen? Und das kann man ja im Prinzip schon grafisch lösen [...]. Aber dadurch, dass verschiedene Leute dort arbeiten in den Bibliotheken, die auch jeder für sich eine gewisse Struktur haben, aber vielleicht eine Person fehlt, die das komplett in die Hand nimmt, versucht natürlich jeder, für seinen Bereich den Besuchern der Bibliothek Informationen mitzuteilen. Und dadurch kommt es eben sehr individuell und sehr persönlich rüber, die Information. Und es müsste vielleicht jemanden geben, der das ordnet, strukturiert – und der auch eine Hierarchie innerhalb dieser Informationsblätter aufbaut, weil dadurch hat man so eine Überflutung von Information, wo wir jetzt auch als Gestalter merken: da sind teilweise Sätze formuliert, die gar nicht notwendig wären. Man könnte den einen Satz auf ein Wort reduzieren. Und das führt dann eben dazu, dass man in eine Räumlichkeit kommt und schon gar nicht gewillt dazu ist, alles zu lesen – sondern man will ja sehr einfach geleitet und geführt werden.

[PD] [Es muss] natürlich [...] ein eindeutiges Leitsystem geben, was sehr reduziert informiert, aber einfach die Basisinformation gibt, die man braucht, um sich zurechtzufinden. Aber dieses Zettelchaos entsteht ja eher durch irgendwelche Dinge, über die sich die Mitarbeiter während ihres Arbeitsalltags aufregen, die die Nutzer irgendwie nicht einhalten, obwohl es ja ... es steht ja eh schon irgendwo dran [...] dann hat halt der Mitarbei-

ter immer das Bedürfnis, sich irgendwie mitzuteilen. Und dann ist natürlich auch die Frage, inwiefern man [...] bei der Bibliotheksleitung einfach auch ein bisschen mehr Durchsetzungsvermögen erwarten muss gegenüber seinen Mitarbeitern und sagen muss: [...] so was geht einfach nicht, das irritiert noch viel mehr, und hier darf keiner irgendwie so persönliche Zettelchen überall verteilen [...]. [...] dann muss man das sammeln und irgendwie im Laufe der Zeit eine Lösung dafür finden, die man dann innenarchitektonisch sinnvoll umsetzt und nicht einfach aus seiner Spontaneität wachsen lässt, die dann eigentlich dafür sorgt, dass einfach niemand mehr überhaupt Lust hat, irgendwas zu lesen.

[IA] Ich denke, es ist auch wichtig [...], das kennen wir so aus unserer Praxis im gestalterischen Bereich, dass man einen gewissen Abstand zu Inhalten hat. Und wenn man tagtäglich die Feinheiten einer Bibliothek kennt, [...] dann kann man, ... verliert man vielleicht den Blick für das Gesamte und für die wichtigsten Punkte. Und wenn wir jetzt als Gestalter in eine Bibliothek kommen, sind uns diese kleinen Unterpunkte ja gar nicht bekannt, und wir haben erstmal den gesamten Blick. Und von daher können wir natürlich mit einem ganz anderen, frischen Blick in diese Räumlichkeiten kommen und spontan sagen: die Wand könnte man ... farblich gestalten oder man könnte auch mal eine Freifläche benötigen, damit das Auge mal einen ruhigen Punkt in einer Räumlichkeit findet. Und ich glaube, [...] die Leute, die dort arbeiten, die haben nicht diesen leeren Blick und sind zu sehr schon in ihrer Struktur gefesselt, als dass sie da [...] ganz spontan [...] gestalten können. Und das ist ja nicht nur im Bibliotheksbereich so. Das kennen wir halt auch aus dem Beispiel von der Ausstellungsarchitektur, dass Museen ja auch [...] auf jedes einzelne, kleine Objekt irgendwie eine Gewichtung legen und die ihre Bestände kennen. Und wir dazu da sind, erstmal so eine Grundstruktur reinzubringen. [...] das ist vielleicht sehr [...] vergleichbar.

[PD] Man muss erstmal die Voraussetzungen schaffen, dass es Bereiche geben kann, wo es geräuscharm ist und eben Bereiche, wo [...] Gespräch stattfinden kann, wo man auch ein bisschen ausgelassener sich aufhalten kann und ungezwungener. Also das muss natürlich erstmal gegeben sein als Grundvoraussetzung, dass es da eine akustische Trennung gibt. Was aber auch ... das gibt es ja auch schon, das ist ja kein neuer Gedanke, sondern das wird ja auch versucht. Nur bei manchen funktioniert es besser, bei manchen weniger. Und dann muss es natürlich auch ... klar, es muss halt so ein bisschen auch mehr in Richtung Gemütlichkeit gehen [...]. Genauso wie man gern lieber in das eine Café geht als in das andere, weil dort die und die Farbigkeit genommen wird [...], was man ja gar nicht so bewusst wahrnimmt, aber was einfach eine Atmosphäre ist, auf die man halt anspricht ... muss sowas natürlich auch dann in der Bibliothek geleistet werden, wenn man möchte, dass die Leute sich dort auch in anderer Form aufhalten. Vielleicht auch mal eine Pause machen von der **Funktion** Bibliothek [...]

[IA] Wir haben auch Beispiele gesehen, da konnte man dann gar nicht rausschauen. Und ich finde, wenn man liest und zwischendrin eine Pause macht – so geht es mir – dann würde ich schon ganz gerne mal den Himmel sehen, die Wolken, wie ist das Wetter draußen. Das wäre schon ein Aspekt, den ich sehr wichtig finde, dass man den ermöglicht. Also nicht nur den Innenraum zu sehen, sondern auch die Korrespondenz zwischen Innen und Außen.

[PD] [Es geht] wirklich um eine Abwechslung innerhalb des Gebäudes [...], die man braucht, um einfach mal einen gewissen Abstand zu haben.

[PD] [...] im heimischen Bereich [erfährt man] zuviel Ablenkung [...]. Da klingelt das Telefon und man ist direkt irgendwie rausgerissen. Dann wollte man nochmal schnell eine Waschmaschine anstellen oder ... der Magen knurrt und man überlegt sich nicht: erst in einer Stunde, wenn man das und das abge-

geschlossen hat, sondern man macht es halt direkt. Und ein Umfeld, das halt auch dafür ausgelegt ist, um sich dort zu konzentrieren, kann ja auch disziplinieren. [...]

[IA] [...] vermutlich [wird die Bibliothek auch dem heimischen Arbeitsplatz vorgezogen], um den Austausch zu haben mit Leuten, die eben im selben Bereich tätig sind. Dass man auch dort Leute trifft, die man kennt und sich austauscht [...] – und vielleicht sich nicht direkt verabreden muss, sondern weiß: die arbeiten auch über längere Zeiträume an einem bestimmten Thema, dass man auch etwas spontaner sich [...] zusammensetzen kann.

[IA] Holzfußböden in Bibliotheken oder überhaupt glatte oder Steinfußböden sind ... optisch natürlich sehr schön, aber [...] von den Geräuschen her hört man einfach zu viel von den Schritten. Da ist dann gedämpfter [...] Teppichboden geeigneter.

[PD] [...] überhaupt die Definition von laut und leise: Ab wann spreche ich leise? Oder so. Also, wenn ich in einen leisen Bereich komme, darf ich jetzt gar nichts sagen, darf ich flüstern, stört schon das Flüstern? Also, es kann manchmal anstrengender sein, wenn jemand flüstert als wenn er normal spricht.

[IA] Also, ich finde, die Bereiche, wo die Leute ... wo es Laptoparbeitsplätze gibt [...], stört auch, wenn ich jetzt in Ruhe lesen möchte, würde mich jetzt das Tippen auf der Tastatur des Nachbarn stören. Also das müsste auch [...] abgegrenzt sein.

[PD] Also Landschaft, wenn man das jetzt überträgt, im Sinne von Freiräumen, Lichtungen und Verdichtungen, finde ich gut. Weil das natürlich eine Abwechslung auch innerhalb des Raumes gibt und den Aufenthaltscharakter steigert, aber es muss halt eine [...] geordnete Landschaft [sein]. [...] Die darf nicht zu unruhig umgesetzt sein.

[PD] [Licht]: Da ist es ganz wichtig, dass es nicht zu viele unterschiedliche Lichtquellen gibt, dass die – wenn – dann auch

geordnet eingesetzt sind und dass ... es einfach nicht zu viele Gegenlichtsituationen geben darf, eigentlich gar nicht! Also weil das natürlich immer anstrengend ist für den Besucher.

[IA] Möglichst nicht so viele Lichtfarben und ... keine Reflexionen. Also in einem Beispiel haben wir gesehen, dass man ständig geblendet wurde von den Leuchten. Das darf es nicht geben. [...]

[PD] Das ist ja auch ganz abhängig davon, in welchen Funktionsbereichen man sich befindet. [...] Dort, wo man natürlich mit Technik arbeitet, mit Laptops arbeitet, ist natürlich das Gegenlicht oder auch Licht auf die Bildschirmfläche ein Problem. Und umgekehrt ist es natürlich auch ein Raum, wo ich auch gerne mal raus schaue. Aber da muss man halt dann schon abwägen: Was ist jetzt in dem Fall wichtiger? [...]

[IA][...] Lichtlenkung ist ja auch eine Möglichkeit, Tageslicht in Räumlichkeiten zu holen – indirekt. Und eine gleichmäßige Lichtverteilung im Raum zu erzeugen.

[PD] Beziehungsweise einfach auch Atmosphäre; punktuelle Atmosphäre zu schaffen, an Arbeitsplätzen. Dass man sozusagen in so einer Lichtglocke sitzt in seinem eigenen kleinen Raum, den man sich dadurch definiert. Ich könnte mir vorstellen, dass man in einer Bibliothek gar nicht einheitliche Leuchten unterbringt, sondern dass man unterschiedliche Lampen als Arbeitstischlampen einsetzt, [...] da kann man sich dann sogar seine Lieblingslampe aussuchen, an die man sich setzt und mit der richtigen Lichtfarbe, die man bevorzugt.

[PD] [Eingangsbereich] [...] derjenige, der am Eingang steht, sollte mich freundlich anlächeln.

[IA] Und es muss auch ein einladender Eingang sein, wo ich so direkt in den Arm genommen werde. Also etwas, wo ich mich auch gerne ein bisschen aufhalte, wo ich auf jemanden warten kann, ohne [...] zu denken: ich möchte da nicht länger als

fünf Minuten sitzen bleiben. Vielleicht auch ein Bereich, wo ich auch schon eingeladen werde zu lesen, direkt. Also Tageszeitung, wo ich noch einen Kaffee trinken kann, wo ein bisschen mehr eine Marktatmosphäre daneben stattfindet. Und dann ganz klare Orientierung: Wo kann ich die Bücher zurückgeben, wo kann ich meine Jacke loswerden, wo kann ich Informationen bekommen und eben so dieser persönliche Empfang, den finde ich eigentlich auch schon sehr wichtig, dass dort ... nicht nur ein Computer steht.

[IA] Wenn ich da [im Eingangsbereich] das Gefühl hab, dass da schon das Konzept beginnt, dann weiß ich auch: das wird sich durch das ganze Gebäude ziehen. Und wenn der Eingangsbereich vernachlässigt ist, dann kann man davon ausgehen, dass – ja – die anderen Bereiche auch nicht so durchweg gestaltet sind.

[PD] [Treppen] sollten [...] geräuscharm sein, nicht zu einem Hindernis werden [...], einem vielleicht auch, während man die Treppen benutzt, einen Überblick geben über die Etagen, über die Strukturierung des Gebäudes.

[IA] Treppen sind ein sehr schönes Gestaltungselement innerhalb eines Gebäudes. Von daher, wenn sie großzügig gestaltet sind, dann kann man eben auch noch Zwischenebenen nutzen und ... also, ich finde den Blick in ein Treppenhaus, wo ich sehen kann, wie viele Leute im Haus sich befinden, wer die Treppe rauf und runter läuft und ich selbst entscheiden kann, ob ich das sehen möchte [...], finde ich das ganz schön, weil ich Treppenhäuser, die gut gestaltet sind, auch sehr reizvoll finde [...].

[IA] Es sollte auch unterschiedliche Stühle geben, wo ich mich – je nachdem, was ich arbeite oder wie ich lese – dass ich auch eine unterschiedliche Haltung mal einnehmen kann. Weil ich finde, die Bewegung innerhalb eines Gebäudes, wo ich mich lange aufhalte, ist eben auch sehr wichtig für die Körperhaltung, dass ich – ja, die Möglichkeit habe, mich auch mal in einen be-

quemen Sessel zu setzen, aber dann auch eben ein ganz normaler, guter Stuhl, der ergonomisch gut gestaltet ist.

[PD] Man könnte sich mal überlegen, Stehtische auch mit einzuführen, weil viele Leute mal ganz gerne im Stehen arbeiten, beziehungsweise mit Stehhilfen, also hockerähnlichen Stühlen, einfach so ein bisschen aufrechter arbeiten kann. Es ist längst nicht mehr Standard, dass die Leute einfach immer im Sitzen am Rechner ihre Arbeiten anfertigen.

[IA] Sitzlandschaften, beziehungsweise Sitzmöbel, die so ein bisschen versteckter auch in einer Räumlichkeit untergebracht sind, finde ich auch ganz schön, weil manchmal [...] sucht man sich auch einen Teil im Gebäude aus, wo man einen schönen Ausblick hat, oder wo man so zurückgezogen sitzen kann. Und ... das finde ich halt auch wichtig, dass es nicht nur so diese ganz offiziellen Sitzbereiche gibt, sondern auch so ein paar verwinkeltere, wo man eben etwas versteckter sitzen kann. Oder eben ganz großzügige Sitzlandschaften, wo dann auch ... wo viele Leute sitzen können und man ein bisschen ungezwungener zusammensitzt.

[IA] [IT-Ausstattung]: Man sollte kein Wirrwarr an Mousepads und irgendwelchen merkwürdigen Mäusen, die mit Kugel ... und weiß ich nicht was, da gibt es ja irgendwie sehr unterschiedliche Ausführungen. Also, es sollte eben auch eine sehr bedienerfreundliche Ausstattung sein [...].

[PD] [IT-Ausstattung]: Wichtig ist auf jeden Fall, dass die Nutzung selbsterklärend ist. Und wenn sie das nicht ist, muss jemand da sein, der einem die Scheu nimmt, sich damit zu beschäftigen. Wenn darüber halt ... hauptsächlich recherchiert wird. Also, es gibt da ja ganz abenteuerliche Erfindungen [...]: Terminals gruseligster Art, wo man schon allein deswegen gar nicht sich ... aufgrund irgendwie so ganz absurder Ideen, dass irgendwie eine große Kugel einem die Anwendung erleichtert oder irgendwie so was [gemeint ist hier wohl ein Trackball, der

in zwei besuchten Bibliotheken an Katalogrechercheterminals gesehen wurde]. Also, die Leute sind ja mittlerweile eigentlich gewöhnt, mit solchen Medien umzugehen. Und von daher – denke ich – kann man da auch ganz ehrliche Technik unterbringen.

[IA] [IT-Ausstattung sollte gestalterisch] zurücktreten, auf jeden Fall, und möglichst auch sehr schlicht gehalten werden. Farblich und von der Größe auch, dass es nicht zu ...

[PD] [IT-Ausstattung sollte] geräuscharm [sein].

[PD] In ein leeres Café geht man nicht rein, oder? Die [anderen Bibliotheksbesucher] sind schon wichtig. [...] Gerade [...] in Phasen, wo ich sehr intensiv lernen muss oder mich auf etwas vorbereiten muss, einfach sozial total nachlässig werde und wenigstens dann in dem Umfeld, wo ich auch arbeite, dann trotzdem auch auf Menschen treffe.

[IA] [...] ich kann unter Menschen sein, ohne, dass ich direkten Kontakt haben muss. Das finde ich ganz angenehm. Also ich kann mich unterhalten, wenn ich möchte und Kontakt schließen, aber ich kann auch völlig zurückgezogen arbeiten. Aber trotzdem habe ich Geräusche um mich herum und Menschen um mich herum und fühle mich nicht alleine.

[PD] [Flirten]: Vielleicht geht man auch mal in eine Bibliothek, um nicht zu arbeiten. Sondern weil man am vorigen Tag dort jemanden gesehen hat, der einem gefällt. Und man glaubt, ihn dort wieder zu treffen. [...] Also, es ist halt ein Ort, wo die Wahrscheinlichkeit dann relativ groß ist, dass man dieser Person vielleicht dann doch wieder begegnet.

[IA] Und man kann über einen langen Zeitraum auch erstmal jemanden beobachten, ohne dass man direkt Kontakt aufnehmen muss, weil man denjenigen ansprechend findet. Man kann vielleicht erstmal so Verhaltensweisen beobachten und sich dann entscheiden, ob man sich vielleicht mal kennenlernen möchte.

[PD] Tja – und je nach dem, wie die Tische und Stühle ausgerichtet sind, kann man flirten oder nicht. Also ... das ist halt die Frage, ob ... ja, ich meine, eine gewisse Ablenkung ist ja auch wieder wichtig, [...] um auch wieder zur Konzentration zu finden. Und genauso ist es auch wichtig, ja ... zwischendurch mal ein Lächeln zu bekommen, um auch sich an dem Ort wohlfühlen.

[IA] Und für jeden, der dort wirklich über Monate, Jahre ein-, ausgeht, ist die Bibliothek auch so – in Anführungsstrichen – so ein Zuhause. Und man hat so ein gemeinsames Zuhause [...] und fühlt sich wahrscheinlich auch wohl dort. Und, ... das ist – glaube ich – schon ein ganz schöner Ort, um dann eventuell sich auch zu begegnen oder kennenzulernen, wenn man schon so ein gemeinsames Umfeld hat, wo man sich gerne aufhält.

Interview 12

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksgestalter 1 Bauender Bibliothekar an einer deutschen Universität, Geisteswissenschaftler (m, 38 J)

[...] ich denke, bei Spezialbibliotheken spielen der Bestand und die Ressourcen immer noch eine sehr, sehr große Rolle. Bei [...] universaleren Bibliotheken spielt – denke ich – inzwischen eine sehr große Rolle, wie die Arbeitsplatzsituation ist. [...] es gibt in Berlin [...] zwei ganz prominente Beispiele: Die Staatsbibliothek an der Potsdamer Straße und auch inzwischen die [Fachbereichsbibliothek X], die einfach aufgrund ihrer räumlichen Qualitäten sehr stark benutzt werden, und das ist [...] ein Aspekt, der vielen Bibliothekaren nicht so lieb ist oder wo [...] viele Kollegen [...] sagen: das ist aber jetzt doch nicht der Sinn [...]. Aber für mich ist das ein Aspekt, der natürlich eine immer größere Rolle spielt. Je mehr man [...] Medien [...] digital hat, und je mehr man auch ortsunabhängig auf diese Ressourcen zugreifen kann, desto mehr spielt für Bibliotheken eigentlich eine Rolle, was sie [...] an räumlichen Funktionen bieten.

Ich denke, man wird auf Dauer nicht vom Bestand alleine leben [...], sondern man wird auch sehr stark daran gemessen werden, was man an Dienstleistungen bringt und natürlich, was man auch an räumlicher Qualität bringt.

Das große Problem der vollflexiblen Räume im Bibliotheksbereich ist eigentlich, dass sie keine Identifikation bieten. Ein vollflexibler Raum in modularer Bauweise ist immer austauschbar. Und dann gibt es so lustige [...] Empfehlungen wie: stellen Sie doch Grünpflanzen rein [...], um irgendwie eine wohnliche Atmosphäre zu machen. Und die Frage ist [...], ob es nicht einfach ein Bedürfnis gibt von Menschen, Räume zu haben, mit denen sie sich identifizieren können und dass man die Räume auch entsprechend bauen muss. Und das heißt aber auch,

dass schon in der Architektur [...], dass der Sinn des Raumes im Raum erkennbar sein muss. Also nicht auf so eine ganz historische Weise gemeint [...], sondern auch wie es in der Architektur der klassischen Moderne war: Dass man Räume quasi flexibel, aber trotzdem identifizierbar gestaltet. Und das ist immer eine Gratwanderung. Der vollflexible Bibliotheksraum ist auch mehr so eine Utopie oder eine Idee gewesen. Wenn man sich die Bibliotheken anguckt, die wirklich gebaut werden und auch die, die architektonisch besonders herausragend sind, dann kommt man relativ schnell dahin, dass das eben Räume sind, die nicht vollflexibel in dem Sinne sind. Und Flexibilität ist eher in anderen Bereichen gefordert. Also zum Beispiel: Arbeitsplätze in Bibliotheken wird es immer geben, solange es Bibliotheken gibt. Da muss ich auch nicht die Arbeitsplätze irgendwann durch irgendwas anderes ersetzen. Aber ich muss die Arbeitsplätze von vornherein so ausstatten, dass sie zukunftssicher sind.

Für mich ist wirkliche Flexibilität eigentlich überall da, wo Menschen Räume für sich entdecken können – und nicht da, wo ich als Bibliothekar nach fünf oder zehn Jahren mal entscheiden kann, eine Gipskartonwand irgendwie zwei Meter nach links zu rücken, weil ich dann da noch zwei Regale hinstellen kann, das ist keine Flexibilität. [...] Flexibilität ist nichts, was ich durch eine möglichst nicht vorhandene Architektur [...] erzeugen kann.

Es ist ja immer so, dass man sich zu Hause [...] ganz persönlich einrichtet, seinen Stil hat und sich natürlich auch zum Beispiel am heimischen Arbeitsplatz oder auch im Büro, da habe ich so das, was man in der Küche als *mis-en-place* bezeichnet: [...] also ich brauche in das Regal hinter mir greifen und weiß genau, das Buch steht an der Stelle, wo es immer steht. [...] Ich weiß, wo meine Bleistifte liegen [...]. Leute in der Bibliothek verwenden oft sehr viel Zeit darauf, bevor sie anfangen zu arbeiten, ihren Platz sich irgendwie einzurichten, das Laptop wird [...] hingestellt, da steht dann die Wasserflasche, dann werden die Stifte ausgepackt [...]. Also man bringt immer was Privates mit rein,

aber trotzdem ist es erstmal ein explizit öffentlicher Raum. Und ich glaube, diese Atmosphäre des Privaten, das man in den öffentlichen Raum mit reinbringt, ist das, was eigentlich speziell [...] an Bibliotheken ist im Gegensatz zu anderen öffentlichen Räumen. [...]

Die Leute, die sich tatsächlich länger in der Bibliothek aufhalten, die halten sich ja auch dort auf, weil sie die Begegnung mit anderen Menschen suchen. Das halte ich für einen ganz zentralen Aspekt, den man lange Zeit unterschätzt hat in der Diskussion über Arbeitsplätze in Bibliotheken [...] – auch im Bereich der digitalen Bibliotheken, dass man gesagt hat: die Leute sind [...] nicht mehr auf diese Bibliotheksräume angewiesen, weil sie elektronische Medien nutzen können. Und die Leute wollen lieber alleine mit sich und ihrem Laptop sein [...]. In Wirklichkeit ist es aber so: [...] je mehr die Leute sich in virtuellen Gemeinschaften bewegen und je mehr sie auf digitale Ressourcen zurückgreifen, desto mehr suchen sie auch die Nähe anderer Leute. Und das ist nun mal das spezifisch Gesellschaftliche [...] an Bibliotheken. Das steht natürlich im Gegensatz zu dem Privaten [...]. Das ist der Wechsel [...] zwischen privater Zurückgezogenheit und dem Sozialen, das man dann in solchen gesellschaftlichen Räumen erlebt; [das] ist – glaube ich – auch für die Arbeit sehr wichtig. Und dazu kommt natürlich immer der Aspekt des Austauschs, also des direkten [...] Austauschs über die Themen, mit denen ich mich gerade beschäftige. Und auch darauf ist man [...] angewiesen.

Aber es ist tatsächlich so: So kenne ich das zumindest von Freunden von mir, die [...] in der Endphase ihres Studiums sind [...], die ganz gezielt in der Bibliothek arbeiten, weil sie dort nicht abgelenkt werden. Also der Aspekt der Ablenkung spielt ja immer eine große Rolle [...] wenn man zu Hause [...] mit jemand zusammen wohnt, dann hat man immer Ablenkung. Ich kenne das von mir selber auch, man denkt dann [...]: Ach bevor ich jetzt anfangen zu arbeiten, spüle ich noch schnell das Geschirr

weg oder putze das Bad [...] – und lenkt sich dadurch natürlich immer von der eigentlichen Arbeit ab. Und die Bibliothek ist insofern disziplinierend, weil sie einen dazu zwingt, sich dann wirklich auf die Arbeit zu konzentrieren.

Ich halte aber eigentlich einen anderen Aspekt für viel wichtiger, nämlich [...] dass man von anderen Menschen bei der Arbeit beobachtet wird und andersrum auch andere Leute bei der Arbeit beobachtet. [...] das hat [...] einen motivierenden Charakter, das kann man auch intersubjektiv begründen, [...] das ist [...]: ich in der Kommunikation mit dem Medium oder via Medium mit dem Autor des Buches [...], bin quasi jetzt nicht alleine, es ist keine zweiseitige Kommunikationssituation, sondern es gibt immer [...] den Dritten oder die Dritte, die mich dann [...] bei dieser Arbeit beobachtet. Und insofern kann man sagen, dass Bibliotheken weniger disziplinierend als vielmehr motivierend sind über diese Dreieckskonstellation.

[...] Wenn man will, kann man in fast jeder Bibliothek auch genug Ablenkung finden. [...] das fängt [...] bei der zufälligen Lektüre von Büchern an, die man gerade so im Regal gefunden hat [...] bis hin zu Kaffeetrinken [...]. Also ich bin mir zum Beispiel im Fall der [...] Staatsbibliothek in der Potsdamer Straße immer nicht so sicher, ob da nicht auch viele Leute nur zum Kaffeetrinken hingehen, weil man die immer nur in der Cafeteria sitzen sieht [...], die ist immer voll. Und auf der anderen Seite schaffen natürlich Bibliotheken heutzutage gezielt auch solche Räume, die dann aber natürlich im Grunde, wenn man es so streng sieht, [...] ablenkend wirken. Aber auf der anderen Seite: vielleicht ist gerade auch die Kommunikation, die da geführt wird, selbst wenn sie nicht genau thematisch ist zu dem was man gerade arbeitet, trotzdem für die Wissensproduktion sehr wichtig [...].

[...] wenn man sagt: [...] Bibliothek als Erlebnisraum [...], da reagieren viele Leute aus dem wissenschaftlichen Bibliotheksbereich sehr verstört, also [...]: „man geht doch in die Bibliothek,

um zu arbeiten oder um Medien auszuleihen, man geht doch nicht in die Bibliothek, um was zu erleben.“ Auf der anderen Seite ist es natürlich so, dass wir in einer Konstellation leben, wo man auch in diesen Bereichen, die man so in der klassischen Arbeitsgesellschaft [...] der Sphäre des Arbeitens zugeordnet hat, dass man auch in diesen Bereichen heutzutage [...] durchdrungen ist von Ablenkung und Erlebnis [...]. [...] und ich denke, das ist durchaus was, was es auf der anderen Seite aber auch schon immer gab. Nur haben die spezifischen Ideen von dem, was Erlebnis ist oder was man da [...] zusätzlich zum Arbeiten noch in der Bibliothek macht, anders ausgesehen. [...] wenn man sich alte Bibliotheken anguckt: es gab immer irgendwelche Gänge oder Wandelhallen oder Treppenhäuser, wo [...] nicht diese absolute Ruhe vorherrschte, die früher immer das oberste Gebot der Bibliothek war, sondern wo Leute sich auch unterhalten konnten, flanieren konnten und so etwas. Und das heißt: Das gab es schon immer. Man muss aber natürlich gucken, was ist heute zeitspezifisch? Und auf der anderen Seite ist Arbeiten [...] heutzutage ganz explizit auch gerade im universitären Bereich kein isolierter Prozess mehr. Also ich bin jetzt nicht mehr das Individuum, das quasi auf das Medium zurückgeworfen ist, sondern es wird ja gerade durch die Studienreform auch sehr stark die Teamarbeit, die Gruppenarbeit forciert. Und das ist natürlich auch was, was Bibliotheken schaffen müssen. Also einmal Räume zu einer eher informellen Kommunikation oder Erlebnis. Und zum anderen aber auch Räume, die [...] formell als Gruppenarbeitsräume da sind [...].

[...] Vielleicht muss man [...] noch sagen: Es gibt natürlich auch ein bibliotheksspezifisches Erlebnis. [...] ich kann ja auch den Raum der Bibliothek [...] als Bibliotheksraum erleben [...] da gibt es diese Geschichte mit den Medizinstudenten aus Harvard, die [...] in Bibliotheksräume gehen, wo viele Bücher stehen, obwohl sie eigentlich gar keine Bücher mehr benutzen und fast nur ihre online-Journals benutzen für ihre Arbeiten. [...] da fragt man

sich ja: warum gehen sie dann da hin? Und ich denke, das hat was mit dem spezifischen Erlebnis zu tun.

Wir haben [...] 500 Jahre Erfahrung darin, Räume zu bauen, in denen Menschen gut arbeiten können. Und das spiegelt sich vielleicht auch darin, dass diese Räume als Arbeitsräume tatsächlich beliebt sind, weil [...] bestimmte Dinge sich durch einen Medienwechsel [...] auch nicht unbedingt verändern. Also die Art der Arbeitsplätze, die man in einer Bibliothek anbietet, ist [...] sehr stark an ideale Arbeitsformen zurückgebunden.

[...] *Oomph* und *Wow* sind wirklich ganz subjektive Kategorien und haben einfach was mit einem Effekt, den ein Raum hat, zu tun, der aber überhaupt nicht objektivierbar ist. Ich habe das mal mit dem Moment verglichen, wenn man zum ersten Mal in den Petersdom in Rom kommt. [...] selbst – oder vielleicht auch gerade, wenn man keine spirituelle Beziehung zu dem Raum hat [...] – ist es trotzdem so, dass der Kirchenraum so gebaut ist, dass er einen absolut erschlägt. Da hat man aber [...] einen Effekt, den man in Bibliotheken nicht anstreben sollte, nämlich [...] über alles menschliche Maß hinausgezogen und verkleinert den Menschen [...]. Wenn man es aber schafft [...], ein räumliches Ensemble [...] oder Räume zu schaffen [...], von denen man beeindruckt ist, [...] die aber einen trotzdem nicht reduzieren, sondern im Grunde einen mitnehmen und sagen: das ist der Raum, der jetzt für Dich so geschaffen wurde – das ist [...] glaube ich [...] sehr wichtig [...]. Man darf nicht verfallen [...] einer monumentalen Architektur, die [...] Menschen reduziert, sondern man sollte dem Individuum die Chance geben [...] sich mit einem Raum zu identifizieren, den man aber trotzdem ganz subjektiv [...] so empfindet, dass man reinkommt und sagt: *Wow*, toller Raum, gefällt mir. Aber das ist so subjektiv, das kann man einfach auch nicht objektivieren [...].

[...] es gibt sehr abschreckende Beispiele aus den siebziger Jahren und achtziger Jahren, wo Bibliotheken wirklich auf reine Funktion reduziert wurden. Und das sind auch Bibliotheken, mit

denen man mit Sicherheit keinen *Oomph*- oder *Wow*-Effekt erzielen kann. Und da ist [...] sowas wie die Staatsbibliothek von Scharoun eine Ausnahmeerscheinung. [...] da kann man das sehr gut sehen, wie man [...] Raumfolgen erzeugen kann, die diesen Effekt auslösen, ohne dass sie den Menschen [...] reduzieren.

Die absolute Geräuschlosigkeit gibt es nicht. [...] Die vollflexiblen, transparenten, offenen Bibliotheksarchitekturen haben eigentlich zu einer akustischen Katastrophe geführt. Und man ist jetzt wieder dabei, sich bei einigen Bibliotheksbauten [...] darauf zu besinnen, dass räumliche Trennung auch einen Sinn hat [...]. Nämlich dass man Bereiche hat, in denen Geräusche eher gedämpft sind, dass man dafür aber auf der anderen Seite aber auch Bereiche hat, wo explizit Geräusche im Sinne von Gesprächen [...] entstehen dürfen. Und dass man nicht einen Raum hat, wo man immer den berühmten Pscht-Faktor hat, weil es sonst viel zu laut wird.

Das Wichtigste [...]: dass man es schafft, zu einem Ensemble von verschiedenen Arbeitsbereichen zu kommen, die verschiedene Interessen der Leute ansprechen. [...] dass man auf der einen Seite [...] relativ vereinzelte Arbeitsplätze hat und dass man auf der anderen Seite aber auch Arbeitsbereiche schafft, in denen sehr viele Arbeitsplätze sind, in denen man ganz stark diesen Kontakt zu anderen erleben kann im Arbeiten. Und andere Bereiche spielen vielleicht dann nicht so eine große Rolle. Aber vielleicht kommt das auch, weil ich die Bibliothek sowieso als einen ganz großen Arbeitsraum sehe. Also die [...] Gestaltung der Auskunftsbereiche und der Leihstellenbereiche ist für mich noch sehr wichtig. Weil da der direkte Kontakt zwischen den Bibliothekaren und den Nutzern stattfindet – und die sind leider früher immer sehr stark als Barrieren ausgestaltet worden [...]. Und das sind Bereiche, wo wir heute [...] gucken müssen: was haben wir als Bibliothekare eigentlich für ein Verhältnis zu unseren Nutzern? Und wie drücken wir das durch die Gestaltung dieser Bereiche aus?

Ich finde Übergangsbereiche sehr wichtig. Das ist [...] eine ganz zentrale Aufgabe in der Gestaltung öffentlicher Gebäude sowieso. Und für mich ist der Eingangsbereich der Bibliothek [...] ein Übergangsbereich zwischen dem ganz explizit öffentlichen Straßenraum und dem Bibliotheksraum, der ja doch ein bisschen reglementierter ist als der umgebende öffentliche Raum. Und für mich ist es wichtig, dass man im Eingangsbereich einen Übergangsbereich zwischen [...] dem Stadtraum und dem Bibliotheksraum schafft, der [...] eine Art Zone des Bewusstwerdens: „ich betrete jetzt eine Bibliothek“ ist. Wo man sich aber auf der anderen Seite [...] noch relativ frei bewegen kann und frei fühlen kann. [...] idealerweise werden meiner Meinung nach da natürlich [...] Bereiche wie Cafeteria, Ausstellungsbereiche – also da, wo sich die Bibliothek nach außen öffnet – untergebracht. [...] dass man [...] diesen Übergangsbereich vom Flaneur der Stadt zum Bibliotheksnutzer [...] bewusst gestaltet, dazu gehört auch, dass die Bibliothek sehr offen ist. Also nicht ein kleines Loch irgendwo in der Wand, sondern der Eingangsbereich muss schon offen sein. In diesem Fall ist mir auch Transparenz sehr wichtig.

Ich finde: Tageslicht ist zentral! Natürlich vor allem für die Arbeitsbereiche. [...] Auf der anderen Seite sind das ja auch leidvolle Erfahrungen, die man gemacht hat mit den komplett-verglasten Bibliotheksfassaden, die dann dazu geführt haben, dass sehr viel Wärme [...] da ist. Aber ich denke – Licht ist zentral! Was mir sehr wichtig ist [...] für die Arbeitsplätze, sind die einzelnen schaltbaren Einzelarbeitsplatzleuchten. [...] man holt [...] dieses Private, Individuelle [...] an den Arbeitsplatz. Und dann möchte man auch einen eigenen Arbeitsplatz haben, und ich bin kein Fan von diesen Trennwänden, die man zwischen Arbeitsplätzen baut, irgendwelche hohen Holzdinge, so: „guck ja nicht, was ich da mache!“; aber ich bin Fan [] von [...] einer Arbeitsplatzleuchte [], die man auch ein- oder ausschalten kann, das ist [...] ein Zeichen für: „das hier ist jetzt mein Bereich“. Und wenn das Tageslicht dann nachlässt [...], kann man individuell

entscheiden, wann man auf das Kunstlicht umstellt. Oder man kann es auch zuschalten, wenn man [...] etwas dunklere Tage hat.

Es ist sehr schwer mit den Mitteln, die man zur Verfügung hat [...], eine Lichtqualität zu erreichen, die wirklich zufriedenstellend ist. Es hat sich in dem Bereich [...] sehr viel getan. Aber auch das ist ein Plädoyer für [...] die Einzelarbeitsplatzleuchten, weil man da mit den zur Verfügung stehenden Leuchtmitteln ein besseres oder schöneres Licht erreichen kann als generell mit Stablichtern. Auf der anderen Seite ist bei der Lichtqualität natürlich auch immer zu bedenken: wie sind die Scheiben zum Beispiel ausgestattet. [...] wenn ich eine sehr dichte Folie in den Scheiben drin habe aus sonnenschutz- oder wärmeschutztechnischen Gründen, dann kriege ich sehr schnell ein sehr gedämpftes, grünliches Licht, was dann auch nicht unbedingt schön ist. Das sind Aspekte, die oft zu wenig bedacht werden.

An sich finde ich, es wird viel zu viel über die Größe von Tischen diskutiert und weniger über die Qualität, die ein Tisch noch sonst haben kann. Und abgesehen davon ist es natürlich so, dass ich denke, es muss eine möglichst große Auswahl an Arbeitsplätzen da sein [...]. Ich finde auch Einzelarbeitskabinen wichtig, aber da ist es schön, wenn die einen Bezug trotzdem zur Bibliothek haben. Also wenn man [...] aus der Kabine heraus noch einen Bezug zu seiner Umgebung hat und nicht so völlig isoliert irgendwo in der Ecke an der Fassade untergebracht wird.

[...] sollte die Technologie so in die Bibliothek integriert sein, dass sie ihre Funktion erfüllt, aber trotzdem nicht so wie ein Fremdkörper wirkt. Das heißt, dass man sich damit auch in der Planungsphase schon auseinandersetzen muss. Und nicht sagt: Plötzlich stehen hier zehn Monitore, sondern [...] das muss von vornherein bekannt sein und in der Gesamtgestaltung des Raums mit berücksichtigt sein. Ich bin nicht dafür, Technologie zu verstecken, aber sie sollte auch nicht wie ein Fremdkörper wirken.

Ich fände es ganz interessant, wenn sich in den Pausen Bibliothekare und Nutzer [...] in bestimmten Räumen begegnen würden. Aus bestimmten Gründen, die ich auch nachvollziehen kann, wollen die Mitarbeiter immer eigene Pausenräume haben, eigene Sozialräume [...]. Ich habe aber zum Beispiel, als ich mal ein Praktikum in der Staatsbibliothek gemacht habe, es sehr genossen, mich in der Pause in die Cafeteria zu setzen, die auch für die Benutzer zugänglich ist. [...] man erlebt die Leute ganz anders, aus einem anderen Blickwinkel [...].

[...] es gibt auch ein Bedürfnis [...] von Bibliotheksbenutzern, zwischendurch mal ein Nickerchen zu machen. Und dafür bieten eigentlich Bibliotheken nie was an. Die Leute schlafen dann immer mit dem Kopf auf dem Tisch oder auf ihrem Laptop. Und das sind aber Sachen, wo man tatsächlich mal drüber nachdenken könnte. Also so Ruhesessel in Bibliotheken fände ich auch mal ganz interessant.

Flirten [...]: für die Leute, die in die Bibliothek gehen, ist das – glaube ich – ein relativ wichtiger Faktor. [...] der akademische Heiratsmarkt sozusagen. Auf der anderen Seite [...], wenn man Flirten [...] als so was ganz Zufälliges sieht und nicht so zielgerichtet: „ich such jetzt hier was zum Heiraten oder für's Leben“ [...], ist das natürlich so, dass Flirten auch immer vorkommt. [...] Ich beschäftige mich sehr viel [...] mit Benutzungspsychologie und Kommunikationspsychologie, also: „Was für ein Verhältnis baue ich eigentlich als Bibliothekar zu meinen Nutzern auf?“ Und da spielt Flirten auch eine Rolle. Flirten ist auch [...] ein unbewusster, automatischer Prozess. Und ich denke, [...] gegenseitige Sympathie, die zwischen Leuten [...] entsteht [...], hat auch immer was mit Flirten zu tun, selbst wenn es [...] nicht auf einer so bewussten Ebene abläuft. Und insofern ist der Flirt mit dem Bibliothekspersonal [...] unter so einem benutzungspsychologischen Aspekt eigentlich auch eine ganz wichtige Geschichte.

Interessant ist ja zum Beispiel immer, wenn man sich anguckt, wie die Jura- und Medizinstudenten so über die verschiedenen Bibliotheken verteilt sind [...] – es gibt dazu jetzt keine empirischen Nachweise – aber es ist ja ein offenes Geheimnis, dass Jurastudenten gerne in sprachwissenschaftlichen Bibliotheken arbeiten, weil da besonders viele Frauen sind, oder in der Kunstgeschichte [...]. Ich glaube, das sind tatsächlich Aspekte, die da eine Rolle spielen. Und auf der anderen Seite ist das ja auch was völlig Normales. [...] jeder Mensch arbeitet eigentlich gerne in einer Umgebung, wo auch eine gewisse Sympathie herrscht. Also im Zwischenmenschlichen, aber vielleicht auch für die Umgebung selber oder: es ist eine sympathische Umgebung, man fühlt sich selber auch angenommen [...].

Museen sind ja auch Orte des Flanierens, und zum Flanieren gehört zum Beispiel auch das Flirten immer dazu [...], aber die Qualität von Bibliotheken in der Beziehung ist natürlich, dass sich die Leute eben nicht so viel bewegen [...] man ist dann irgendwo an einem Platz [...].

Auf der anderen Seite ist es in Bibliotheken natürlich so, dass auch immer vielleicht die Hoffnung mit so einer Begegnung verbunden ist, dass man sich wieder sieht, weil man ja den Raum dann oft auch relativ regelmäßig benutzt. Also gerade, wenn man oft in der Bibliothek arbeitet. Dann kann es ja schon so sein, dass man [...] denkt: „[...] vielleicht, wenn ich morgen komme, dann sind die Plätze wieder ganz anders verteilt, dann hat man vielleicht wieder andere Blicke [...]. Da sind Bibliotheken natürlich prädestiniert, weil sie [...] Orte sind, an die man auch mit einer gewissen Begründung immer wieder zurückkommt. Und wenn ich [...] durch das [Museum X] laufe – dreiviertel der Leute sind sowieso Touristen, die man dann nie wieder sieht.

Interview 13

Auszüge aus dem Interview mit Bibliotheksgestalter 2 Bauender Bibliotheksdirektor an einer deutschen Uni- versität, Geisteswissenschaftler (m, 49 J)

Wenn man mit Kollegen redet, die auch bauen, dann hört man das eben auch, dass der größere Teil der Bibliothekare, die bauen, relativ wenig Einfluss haben, beziehungsweise man lässt sie wenig mitgestalten. Oder sie lassen sich beiseite schieben – aber das klingt so nach Vorwurf. Tatsächlich: die wenigsten haben ausreichend, genug Spielraum, um was zu gestalten.

Man bekommt nicht eine Eintrittskarte oder die Kompetenz zugewiesen vom [...] Unterhaltsträger [...]: „So jetzt hier, Bibliothekar, gestalte mal diesen Neubau mit.“ Sondern das muss man sich erarbeiten, das muss man sich während des gesamten Bauprozesses erarbeiten, weil man immer mit unterschiedlichen Akteuren zu tun hat. Der Planungs- und Bauprozess nicht immer linear verläuft, Sprünge macht, unterschiedliches Tempo annimmt. Man hat immer wieder mit anderen Aufgaben und [...] anderen Personen zu tun. Insofern muss man sich das immer wieder neu erarbeiten, denn man ist nicht der Bauherr – in der Regel – oder fast nie selbst. Das ist jemand anders. Man ist im schlechtesten Falle **nur** der Nutzer, der spätere Nutzer des Gebäudes. Und das klingt dann meistens schon ziemlich abwertend. Und man muss sich den Platz am Tisch bei den Großen erarbeiten. Sonst sitzt man maximal am Katzentisch oder wird ab und zu dazu gebeten – dann ist es ganz schlecht.

Ich kann mich daran erinnern, dass ich schon als Schüler in der Stadtbibliothek nicht nur gelesen habe und in den Regalen geguckt [...], sondern ich habe auch das Drumrum mir angeguckt und wahrgenommen – also Atmosphäre. Habe andere beobachtet bei dem, was sie da tun in der Bibliothek, habe die Bibliothekarin beobachtet, was da passiert, wie das funktioniert –

das hat mich schon interessiert. [...] Ich kann mich da schon dran erinnern, dass ich Bibliotheken immer auch wahrgenommen habe als Raum und mich dafür interessiert habe, was da passiert: an Interaktionen zwischen den Menschen, wie die das nutzen und so weiter. Also das hat mich immer stark beeindruckt. Und ich bin immer gern in der Bibliothek gewesen, ich habe immer viel in der Bibliothek gearbeitet. Ich habe also nie bedauert, wenn Bücher nicht ausleihbar waren, das war überhaupt kein Problem. Ich konnte in der Bibliothek sowieso viel konzentrierter arbeiten als zu Hause. [...] das war immer mehr als nur der Arbeitsort – das hat mich als Institution beeindruckt.

Zum einen sind die Ablenkungen [...] als Student im Studentenwohnheim [...] zu groß. Weil man dann auch das private Umfeld zu stark hat. Also dann ist es besser in einer Bibliothek, weil man sich [...] konzentriert. Man geht dahin mit dem Ziel, heute arbeite ich die und die Literaturliste ab und [...] so weiter. Schreiben konnte ich zu Hause eigentlich immer besser, aber Recherchieren in der Bibliothek besser. Lesen in der Bibliothek besser – Schreiben zu Hause besser.

Aber so [...] ein Bibliotheksaufenthalt gibt einem Tag [...] auch einen Rhythmus. Da sind dann auch die Pausen mit drin, da geht man in die Cafeteria, da verabredet man sich in der Cafeteria oder trifft jemanden in der Bibliothek, geht in die Cafeteria, irgendwann geht man in die Mensa, dann trinkt man noch mal einen Kaffee, dann arbeitet man weiter in der Bibliothek. Das ist eine gute Struktur, [...] so einen Arbeitstag zu ordnen.

[Bibliothek] ist schon ein bisschen weltabgewandt als Raum. Das wird aber natürlich dadurch kompensiert, dass man die Welt ja – damals gedruckt, heute eben auch elektronisch – zur Verfügung hat. Dadurch ist es einerseits eine Nische, man ist in so einem geschützten Bereich, der auch ganz ruhig ist und separiert, und es will niemand was von mir, wenn ich da sitze. Man wird auch nicht belästigt, gestört oder sonst wie. [...] man ist weg. [...] früher war man auch nicht erreichbar, heute kann

man natürlich auch telefonisch noch erreichbar sein, obwohl man das nicht soll [...] oder per E-Mail, [...] konnte man damals alles nicht – man war also weg. Aber man hatte ja – zumindest geistig – den Kosmos, mit dem man sich gerade beschäftigt hatte, den hatte man ja zur Verfügung. Ich habe [...] Bibliothek [...] nicht empfunden als eine Nische im Sinne von: „das ist bewusst von der Welt weg.“ Also jetzt im Sinne von Vorurteil: „Bibliothekare haben Angst vor Menschen und lesen gerne, deswegen gehen sie in die Bibliothek, weil sie sich in so eine Nische begeben wollen.“ Das habe ich so früher nicht wahrgenommen. Heute weiß ich beruflich, dass es solche Menschen gibt. Es gibt so Mitarbeiter, es gibt so Kollegen, bei denen das eine Rolle gespielt hat bei ihrem Berufswunsch. Aber als Nutzer der Bibliothek habe ich das nicht so empfunden. Wenn die Tür hinter einem zugeht, gingen in gewisser Weise ganz viele Türen auf in der Bibliothek.

Es ist eine Browsingmöglichkeit, die mit dem Gedruckten anders gewesen ist als mit dem Digitalen. [...] man ist flaniert im geistigen Sinne, das heißt: Man hat einen Zeitschriftenaufsatz gesucht und gefunden und hat dann drumrum geguckt und Dinge entdeckt. Also: Dinge entdecken. Während man recherchiert drumherum, da konnte man sich auch verlieren, das hat man auch. Man hat aber tolle Sachen entdeckt. Und das hat qualitativ ein anderes Niveau als heute – sagen wir mal: Googlen. Das ist was ganz was anderes. Das ist – weil es näher am eigentlichen Interessensgebiet war. Und die Ränder, die da direkt drumrum waren, in denen hat man herumgestochert, da hat man Dinge entdeckt, am Regal, aufgrund einer systematischen Aufstellung. Oder weil man in einem Semesterapparat drumherum geguckt hat [...]. [...] in gewisser Weise konnte man sich da auch verlieren – aber das war spannend.

[...] die Menschen in der Bibliothek [...]: Was zu Bibliothek für mich als Nutzer immer gehörte war, dass da auch andere Menschen sind, dass man die sieht, dass es häufig auch die Gleichen waren, die man schon kannte. Man hatte das Lieblings-

plätzchen und so weiter. [...]. Es waren auch richtige Bekannte dabei – Kommilitonen, andere Studierende aus demselben Seminar und so weiter [...]. Mir persönlich ist es schwer gefallen, in einem Carrel zu arbeiten. Ich habe das mehrfach versucht, das war nicht meine Welt. Das ist nicht meine Arbeitsweise – in einer kleinen Kabine. Dazu muss man sagen, dass die Carrels in meiner Universität, in der ich studiert habe, die waren ganz abgeschlossen. Da war also kein Fenster, kein Blick nach außen, die waren völlig geschlossen [...] mit künstlichem Licht von oben, oben auf, [...] wie Waben, wie Bienenwaben [...] mit einer Holztür. Und dann war man drin und hat die Geräusche gehabt von den Nachbarn in den anderen Carrels, man hat aber niemanden gesehen. Ich habe viele Bekannte, die da wunderbar gearbeitet haben und ganz produktiv waren und das toll fanden. Ich habe das mehrfach versucht, weil ich immer dachte: [...] das ist eigentlich doch eine gute Sache, es müsste doch klappen. Bei mir hat das nicht geklappt. Ich habe diese natürliche [...] Ablenkung doch gebraucht, dass man mal den Blick hebt und guckt: Nanu, wer setzt sich denn jetzt bei mir gegenüber an den Tisch oder seitlich, oder wer läuft vorbei. Das habe ich – denke ich – auch irgendwie als angenehm empfunden und nicht als so störend. Denn insgesamt war es ruhig, es war konzentrationsfördernd, die Atmosphäre war gut. Und diese kleinen Ablenkungen [...] die gehören wahrscheinlich irgendwie dazu. [...] Man ist für sich, aber nicht alleine. Das ist ganz wichtig für die Bibliothek. Man ist in einer [...] Gemeinschaft [...], es sind auch andere Menschen da, und die haben ähnliche Interessen, also die arbeiten auch – das müssen nicht immer Bekannte sein, können aber auch welche dabei sein – das [...] gehört zur Aufenthaltsqualität [...].

[...] die [Lieblingsplätze] sind nicht dadurch charakterisiert gewesen [...], dass ich da sitzen wollte, wo die Bücher im Regal standen, mit denen ich gerade gearbeitet habe, gar nicht. [...] manchmal bin ich auch auf andere Etagen gegangen mit Büchern unterm Arm an meinen Lieblingsplatz. Das waren nicht

immer die gleichen, es waren ja auch unterschiedliche Bibliotheken. Lieblingsplatz: da spielt das Herumschauen eine Rolle – nicht wahllos. Aber eben das Gucken. Das muss nicht der Fensterplatz sein, wenn der so nicht möglich war. Wenn der aber in einer Bibliothek möglich war, dann habe ich mich auch häufig so hingesezt, dass ich eben **auch** – nicht komplett, aber auch – rausgucken konnte. Also sehen konnte: was ist draußen für ein Wetter, ist es windig, scheint die Sonne, wie ändert sich das Wetter [...]. [...] mir war immer wichtig, [...] dass ich – wenn ich wollte – auch so ein bisschen weiter gucken konnte. [...] ich habe mich nicht vor eine Wand gesetzt [...]. Sondern so, dass man ein bisschen den Überblick hat über das, was da passiert – wenn man es sehen wollte.

[...] die Bedürfnisse sind sehr individuell. Und unabhängig davon, dass man bestimmte Kriterien nennen kann, die für viele Nutzer einen sehr guten Arbeitsplatz umschreiben würden – das kann man mit Sicherheit –, das bringt aber nicht jedem Nutzer seinen Lieblingsplatz. Ich gehöre zu denen, die der Meinung sind, dass man ein so breit wie möglich angelegtes Angebot bieten muss an Arbeitsplätzen. Das heißt: in der Art wie man sitzt, also wie der Stuhl ist, wie der Tisch ist, wie der Blick ist, die Ausrichtung des Platzes; ruhiger, weniger ruhig, an einem Gang [...] oder auch ruhiger. [...] da muss man heutzutage in einer wissenschaftlichen Bibliothek, die jetzt nicht eine ganz spezielle Ausrichtung hat – also ich rede jetzt nicht über einen Sonderlesesaal, in dem Handschriften und Inkunabeln angeguckt werden [...], sondern die wissenschaftliche Bibliothek, die gemischte Nutzer hat, Studierende, Wissenschaftler, interessierte Externe und so weiter –, da sollte es ein ganz breites Spektrum von Arbeitsplätzen, Arbeitsmöglichkeiten geben. Um was Individuelles auch zu bieten, das heißt: um dem Nutzer seine individuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Wer im Stehen lesen will, muss die Möglichkeit haben. Wer gemütlich, sesselartig sitzen will, der sollte das haben. Wer eine sehr strenge, klausurartige Situation

möchte, in einem Carrel, der sollte das auch haben. Das muss es alles geben, finde ich. Trotzdem kann man Kriterien nennen für einen guten Standard von Arbeitsplatz. Und an dem versucht man, denke ich, die größte Zahl der Arbeitsplätze auszurichten. [...] dafür gibt es Kriterien, die sollte man aber gut reflektiert anwenden. Also wie muss ein Stuhl sein, wie ein Tisch, Beleuchtung, Materialien, Farben, Anordnung, technische Ausstattung, Proportionen zueinander und so weiter. Da lassen sich schon Kriterien [benennen] ... Die sind nicht alle ganz objektiv, einzelne Punkte kann man objektivieren, aber das Zusammenspiel, das hat auch was Kreatives [...].

[...] Pause, da gehört viel dazu. Pause ist – erstmal an der Oberfläche – die Möglichkeit, sich zu erfrischen, was zu essen, was zu trinken, vielleicht eine andere Luft zu atmen, das heißt: an die frische Luft zu gehen oder in eine andere Art von Raum zu gehen, wo eine andere Luft ist, wo man sich anders hinsetzen kann oder stehen kann [...]. [...] Pause ist auch, vom alleine-Arbeiten wegzukommen und in der Pause sich zu unterhalten, jemanden zu treffen, gemeinsam eine Pause zu verbringen. Das gehört auch dazu. Wer da in der Gruppe arbeitet, auch der will vielleicht in der Pause jemand anderes treffen, hat sich verabredet [...], das ist alles Pause. [...] Pause kann dann in der Bibliothek stattfinden, weil diese Bedürfnisse in der Bibliothek befriedigt werden. Kann aber auch sein: Die Bibliothek bietet diese Räumlichkeiten, diese Gelegenheiten, diese Gastronomie [...] nicht. Dann ist es außerhalb der Bibliothek. Dann kommt es darauf an, dass ich da trockenen Fußes hin kann, dass ich in der Kleidung, in der ich in der Bibliothek bin, auch dahin gehen kann, also dass ich nicht extra einen Mantel anziehen muss [...]. [...] zur Pause gehört, dass ich meine Arbeitsmaterialien sicher weiß während der Pause. [...] ich verlasse ja meinen Arbeitsplatz und komme aber wieder [...]. Ich verlasse den Arbeitsplatz, das ist aber meiner, der soll auch so wieder sein, wenn ich [...] zurückkomme. Zur Pause gehört aber auch was Wichtiges – in mei-

nen Augen – das [...] geht so ins Ästhetische: Der Weg ist wichtig. Vom Arbeitsplatz in die Pause und zurück. Wie überhaupt der Weg an den Arbeitsplatz wichtig ist. Der Weg heißt: das ist was Atmosphärisches. Für den normalen Studierenden eines geisteswissenschaftlichen Faches [...] ist der Arbeitsplatz in der Bibliothek der zentrale Ort, an dem die meisten Studierenden die meisten Stunden verbringen. [...] der Weg dahin und der Arbeitsplatz – weil er so wichtig ist, soll man sich auch wichtig fühlen, wenn man dahin geht. Das ist was Besonderes. Das ist der Mittelpunkt meines Tages. Das ist das, was ich arbeite, da arbeite ich auf meinen Studienabschluss hin, das wird später die Grundlage für meinen Beruf und so weiter. Also das ist der Mittelpunkt des Tages, würde ich behaupten. Deswegen sollte das angenehm sein. Nicht nur der Aufenthalt dort, sondern auch der Weg dahin. Wenn ich also durch irgendwelche dunklen, schmutzigen Flure gehe, um endlich in die Bibliothek zu kommen, dann ist das kontraproduktiv. Also wenn ich die Bibliothek betrete, muss diese Bibliothek eine gewisse Ausstrahlung haben, die muss was vermitteln. Und dieser Weg an den Arbeitsplatz und wieder zurück – das kann man bei Nutzern beobachten – hat ja auch ... das ist ... Schlendern klingt jetzt falsch. Aber wenn die sich zum Beispiel verabreden und sie treffen sich [...] und verlassen gemeinsam die Bibliothek zur Pause [...], dann bewegen die sich anders, wie wenn sie jetzt nur vom Eingang der Universität in den Hörsaal gehen. Ich weiß nicht, ob ich das richtig beschreiben kann. Es ist kein Laufsteg, das meine ich nicht. Aber trotzdem ist es: ich gehe an meinen Arbeitsplatz. Das ist was anders als: ich gehe in die Mensa. Oder: ich gehe in den Hörsaal. [...] Es ist wichtig, wenn das Ambiente gut ist, wenn man atmosphärisch eingestimmt wird beim Betreten der Bibliothek in das, was da am Arbeitsplatz passiert – farblich, akustisch. Das ist wichtig. Da spielen dann auch ganz formale Dinge eine Rolle: [...] dass der Weg als Weg erkennbar ist. Wer in die Pause geht, nimmt die Hauptwege – und nicht hinten rum. Also da, wo die Schilder sind [...], wo man andere Leute trifft, wo sich Wege verzweigen [...].

[...] dieser *Wow*-Faktor stellt sich nicht einfach so von alleine ein. Den kann man zwar nicht so steuern, wie die optimale Arbeitsfläche eines Leseplatzes [...]. Trotzdem kann man das ganz stark beeinflussen [...]. [...] Monumentalität, das kann es auch sein. Es kann was Atmosphärisches sein, was sich aus verschiedenen Faktoren zusammensetzt. Es kann eine ungewöhnliche Architektur in der großen Linie sein. Es wird aber in der Bibliothek noch was Spezifisches sein. Denn dieser *Wow*-Faktor soll ja bewirken – wenn es funktioniert – dass es so eine Sogwirkung entwickelt [...]: hier arbeite ich gerne. Hier ist es schön zu arbeiten. Und wenn das im Entrée schon sich sofort vermittelt, dann ist es eigentlich wunderbar. Dieser *Wow*-Faktor [...]: man sollte es – denke ich – immer von Anfang an im Kopf behalten, dass man den braucht. Es geht natürlich ohne, aber dann gibt es keine gute Bibliothek. [...] Ich war kürzlich in einer Bibliothek, die einen sehr großzügigen Eingangsbereich hatte, der so gestaltet war, dass man zwei große Zugänge hatte [...]. [...] sehr breit, eigentlich sehr einladend. [...] die Situation war aber die, dass einer der beiden Zugänge abgesperrt war, geschlossen [...] mit Absperrbändern [...]. Und hinter diesen beiden Zugängen hätte sich optisch sehr schön eröffnet der [...] ganze Bibliotheksraum. Da waren aber diverse Einbauten für Rechercheterminals und was auch immer [...]. Jedenfalls, die Wirkung, die meines Erachtens beabsichtigt war mit der Architektur – großzügiger Eingangsbereich, etwas Einladendes, eine Sogwirkung hervorzurufen – war völlig konterkariert dadurch, dass dieser eine Eingang zugemacht worden ist [...]. Die Wirkung war zerstört. An so einem Details sieht man ganz konkret: Aha, [...] ein Element für einen *Wow*-Faktor war eigentlich mal da, war gedacht. Und durch die Abwesenheit war es offensichtlich, dass ein Element da kaputt gemacht worden ist. Also man kann es sehr wohl rauskitzeln, rausdestillieren, trotzdem lässt es sich nicht wie eine mathematische Gleichung ausrechnen, wie dieser *Wow*-Faktor zustande kommt. Der kann in der einen Bibliothek durch Material, durch Farbe entstehen, im Zusammenspiel mit Raum. In einer anderen

Bibliothek durch eine faszinierende Technik, die sich sofort vermittelt. Oder durch Dienstleistungsangebote, die einen da hineinziehen.

[...] *Wow* entsteht nicht nur dadurch, dass ich einen genialen Architekten habe, der einen faszinierenden Entwurf dahinterlegt. Das wäre ja furchtbar für alle Kollegen, die Bibliotheken leiten und vielleicht einen durchschnittlichen Architekten mit einer nicht besonders spektakulären Architektur haben. Trotzdem kann in einer nicht spektakulären Architektur [...] kann man diesen *Wow*-Faktor für seine Bibliothek hervorrufen. Davon bin ich überzeugt.

Den [Gestaltungs-]Anspruch muss man erheben als Bibliothekar. Man muss deutlich machen: wir wollen gestalten, weil wir professionell diese Bibliothek für die Nutzer optimieren wollen. Aber man muss auch deutlich machen, dass es nicht nur funktionell gemeint ist, sondern dass wir auch wissen, was atmosphärisch entstehen sollte und wie die ganze Institution rund werden müsste. Das müssen wir versuchen einzubringen. Das ist nicht leicht, den Architekten oder Innenarchitekten/Designern [...] zu vermitteln, weil die gewohnt sind, anhand eines Bedarfsprogramms dann Entwürfe zu machen, die dann noch so ein bisschen feinjustiert werden, hauptsächlich aber vom Geld – oder nicht vorhandenen Geld, also von den finanziellen Möglichkeiten – gesteuert werden oder modifiziert werden und nicht durch den mitgestaltenden späteren Nutzer. Aber eine Bibliothek ist was anderes als ein Bürogebäude. Das ist was anderes als ein Finanzamt [...]. [...] Wir bauen keine Bürogebäude, sondern Bibliotheken. Bürogebäude [...] – das ist leichter. Da kann man ... braucht man vielleicht nicht permanent den Austausch mit den späteren Nutzern, da kann man gewisse Sachen standardisieren. Man kann auch die Bürobereiche in einer Bibliothek in gewisser Weise standardisieren. [...] eine Bibliothek ist eben etwas anderes, ist auch etwas anderes als eine Flughafenhalle oder ein Bahnhof. [...] Es ist nicht, dass es komplexer ist und das andere

ist banaler, so ist es nicht. Aber die Professionalität der Zuarbeit von den Bibliothekaren, Zuarbeit zu den Architekten, Innenausstattungen [...] ist ganz, ganz entscheidend.

[...] na ja, der Lärm [...]. Bei wissenschaftlichen Bibliotheken geht man ja immer noch davon aus, dass sie sogenannte Pssst-Bibliotheken sind. Also: müssen alle ruhig sein. Möglichst niedrige Lärmpegel. Man tut da auch einiges dafür, Teppichböden oder Schallschutzmaßnahmen [...], schalllimitierende Materialien an der Decke, an den Wänden [...]. Weil man davon ausgeht: Ruhe fördert die Konzentration, wenn es zu unruhig wird, dann kann man nicht mehr konzentriert arbeiten. Das stimmt irgendwie, aber auch in einer wissenschaftlichen Bibliothek braucht man unterschiedliche Zonen mit unterschiedlichen Anforderungen. Wer zu zweit oder zu dritt in einer Bibliothek arbeitet, als Kleingruppe, der kann ja nicht so leise sein, der muss ja kommunizieren, das geht nicht anders. Insgesamt sind auch die Bedürfnisse, was den Lärmpegel betrifft, ganz unterschiedlich. Sicher kann man sich einigen, dass ab einer bestimmten Dezibelbelastung man sich nicht mehr so gut konzentrieren kann. [...] Insgesamt gesehen denke ich, sind wissenschaftliche Bibliotheken in den letzten Jahren lauter geworden, weil sich die Menschen verändern. Viele Nutzer stecken sich auch ungefragt Knöpfe in die Ohren und hören Musik nebenbei und stören damit niemanden, werden aber auch nicht durch die anderen Geräusche gestört, weil sie ihre eigene Akustik produzieren während des Arbeitens. Also auch das ist individueller. Wichtig ist nur, dass die Bibliothek das Bedürfnis nach konzentriertem Arbeiten in Ruhe ermöglicht. Nicht dazu zwingt in allen Bereichen, aber ermöglicht. Die Pause ist natürlich lauter. Und wenn die Pause im Haus stattfindet oder schon auf der Treppe, dann muss die Architektur dem Rechnung tragen, dass die [...] zentrale Treppe oder die wichtigsten Erschließungswege auch so angelegt sind, dass man dort ein kurzes Gespräch führen kann, das muss möglich sein. So muss man die Flächen planen, und so muss man

die Grundrisse kritisch prüfen seines Hauses, um das zu realisieren. Aber insgesamt [...] ist es schon so, die letzten dreißig Jahre, die ich überblicke, kann man, denke ich, schon sagen, dass die normale wissenschaftliche Bibliothek in einer Universität [...] insgesamt lauter geworden ist [...]. [...] Nichtsdestotrotz ist es mit Sicherheit so, dass die meisten Nutzer es möglichst [...] ruhig haben möchten. Aber nicht alle. Und viele wollen alleine arbeiten, kommen aber zu zweit, sitzen zu zweit in der Bibliothek, müssen sich ab und zu etwas sagen, das kann eben was Wissenschaftliches sein, das kann was Privates sein. Und das muss in Bereichen der Bibliothek möglich sein; nicht in allen vielleicht, aber es muss auch möglich sein.

Rolltreppen finde ich besser als Fahrstühle. [...] Wenn die Rolltreppen an Orten sind, wo es nicht so total ruhig sein muss, kann ich mir das gut vorstellen. Ich kenne auch Bibliotheken mit Rolltreppen, war da früher sehr skeptisch. [...] wenn das eine Bibliothek ist, wo eben so viele Menschen unterwegs sind, dass es auch von der Logistik her Sinn macht, eine Rolltreppe einzusetzen, finde ich das eine interessante Sache. Sieht man in Deutschland aber kaum. [...]

[Sanitäre Einrichtungen] sind immer ganz, ganz wichtig. Und auch der Bibliothekar, der eine Bibliothek plant, muss sich damit beschäftigen und soll da ruhig auch eigene Erfahrungen in bisherigen Bibliotheken versuchen, da einzubringen. Das sind ganz wichtige Orte in Institutionen, in denen man einfach viele Stunden tätig ist – unabdingbar. Und damit soll man sich intensiv beschäftigen, damit die optimal werden.

[IT-Ausstattung] – ganz zentral für Bibliotheken. Anspruchsvoll, weil sich der Bereich schnell wandelt, sehr stark [...] dynamisch ist im Sinne von Innovation und deswegen unkalkulierbare Elemente hat. Deswegen oberstes Gebot: Flexibilität, damit man da auf der Höhe der Zeit bleibt. [...] Nichts schlimmer wie eine Kraut- und Rüben-IT-Ausstattung mit hässlichen, unterschiedlichen, lauten Computern, die da rumstehen. [...] das sieht

man auch: in vielen Bibliotheken hat man gedacht: na ja, Hauptsache, ich habe hier Rechercheplätze. Und da stelle ich eben hier noch ein paar Computer hin oder da noch ein paar Computer hin. Damit ist es nicht getan. [...] Computer – das hat was Ästhetisches, das hat einen haptischen Aspekt, auch durch die Schnittstellen zum Menschen hin. Das ist nicht nur die Sache: verschmutzte Tastaturen müssen regelmäßig gereinigt werden. Sondern das gehört auch in das ästhetische Gesamtkonzept – nicht nur in das technische – sondern auch in das ästhetische Gesamtkonzept eines Hauses, so wie man sich auch überlegt: welche Farbe sollen meine Regale haben, aus welchem Material sind die, wie ist die Beschichtung, wie beklebe ich meine gedruckten Medien – also meine Bücher – mit Signaturschildern? Das ist mit der IT-Ausstattung genau das gleiche, mindestens genauso wichtig.

[Sitzecken und Loungebereiche] gehört zur Aufenthaltsqualität ganz entscheidend dazu. Wobei beides nicht automatisch bedeutet, dass man da gemeinsam auch kommunizieren muss, sondern Sitzecke kann auch heißen: ich möchte eine andere Art von Sitzposition einnehmen in einer anderen Art von Sitzmöbel – aber für mich alleine. Aber in der Gruppe muss es eben auch möglich sein. Sowas muss es auch in der Gruppe geben. Und es muss einladend sein. Solche Bereiche müssen, wie auch die anderen, normalen Arbeitsplätze, [...] einen einladenden Charakter haben.

Es braucht den Einzelarbeitsplatz für die Schreibtischsituation [...], den braucht es in unterschiedlicher Anordnung, auch in unterschiedlichen Größen, den braucht es in einem ruhigeren und einem etwas lauterem Bereich [...]. Den braucht es auch in der Gruppensituation, Gruppenarbeitsraum oder [...] ähnlich[]. Es braucht die Bereiche, wo ich gemütlicher, sesselartiger alleine und in einer Situation, wo ich kommunizieren kann, dass ich diese beiden Bereiche habe. Dass ich die Bereiche habe, dass es dazu einlädt, mit den vorhandenen Medien dort loungig zu sitzen oder ohne. Es muss die Stehmöglichkeit geben, im Ste-

hen zu arbeiten [...]. Viele sagen auch, man sollte die Möglichkeit bieten, [...] eine Weile auf dem Boden [zu] sitzen. [...] Ich beobachte das, dass es Nutzer gibt, die dieses Bedürfnis haben.

Wir haben in meiner Bibliothek einen Bereich mit Sesseln. Und in einer Nutzerbefragung wurde [...] das gelobt [...]. Aber [die Nutzer] haben auch einen Verbesserungsvorschlag gemacht, einen ganz konkreten. Nämlich: zu diesen Sesseln sollte es eigentlich auch Fußbänke geben. Warum? Klar: weil die Absicht dahinter war, in einer noch flacheren Position, also eher liegend, dort zu sitzen – oder eben zu liegen und zu lesen. [...] Das Bedürfnis ist da. Und eigentlich sollte man so was schaffen. Vielleicht auch mal was ausprobieren: Es gibt ja solche Möbel, dass man sogar mit einem Notebook in einer flacheren Position so einer Halterung und so ... warum nicht?

[Flirten] passiert natürlich permanent in der Bibliothek. Das wissen auch alle, dass das passiert. Das erleben alle Nutzer. [...] es gibt natürlich auch Flirten mit den Bibliothekarinnen oder Bibliothekaren, das gibt's natürlich auch. Und die Bibliothekare, wenn sie aufmerksam sind, sehen sie, dass das bei den Nutzern untereinander natürlich schon passiert. Und wenn man selber viele Jahre in Bibliotheken gearbeitet hat als Nutzer, dann weiß man es selbst, weil man es selber erlebt hat, dass man geflirtet hat oder dass jemand mit einem geflirtet hat – aktiv oder sozusagen passiv – und dann hoffentlich gegenseitig. Ist wichtig, denke ich, für eine Bibliothek. Vielleicht ist diese Situation, dass man da sitzt, sich auf ein Anliegen konzentriert, sich mit einem Text befasst, oder mit dem Bild [...] und dann den Blick schweifen lässt und in dem Moment einfach so in die Gegend guckt und vielleicht einer Sache nachhängt oder in dem Moment auch gar nichts denkt. Vielleicht ist das da auch eine Situation, dass man besonders empfänglich ist. Das kann auch natürlich im Park passieren, das kann in einer Abfertigungshalle im Flughafen passieren. Da ist man aber – glaube ich – vielleicht nicht so offen. [...] im Flughafen ist das – glaube ich – anders. Bibliothek ist: es

ist ruhig, es ist ... jeder ist in der gleichen Situation, mit etwas ganz konzentriert beschäftigt. Und in dem Moment herumguckend – aber: **nicht**. Anders als auf dem Bahnhof oder in der Flugzeughalle. Die meisten Nutzer [...] – bei uns jedenfalls – gehören der gleichen Generation an. [...] Ich denke, wenn im Sonderlesesaal einer Staatsbibliothek, in einem Forschungslesesaal [...] ist das vielleicht nicht so intensiv wie bei Studierenden. [...] Man geht dann eventuell auch am nächsten Tag in die Nähe [...], in den Bereich, in dem man sowieso schon am Tag vorher war, weil man da nämlich jemanden gesehen hat. Und es einen Blickkontakt gab und mhh – und vielleicht wird da ja mehr draus. Das ist in Bibliotheken Alltag. [...] Ja, das ist so ein gewisser Kitzel. Ich hab das als Student selber erlebt [...]. Da war ich in einer [...] Vorbereitung für eine Prüfung, und plötzlich war dieser Kitzel da, und das war sehr aufregend, jeden Morgen da wieder in die Bibliothek zu kommen, um das vertraute Gesicht zu sehen. [...] Das kann ein Motivationsloch geben, wenn der Flirt dann [...] unterbrochen wird, plötzlich. Das ist schlecht für die wissenschaftliche Arbeit.

[...] die Omnibusanordnung von Tischen fördert natürlich das Flirten nicht. Man kann dann zwar trotzdem noch Flirten, also beim Reinkommen und Gehen und ... hebt jemand den Blick, klar – das geht trotzdem. Ich würde sagen: Dadurch, dass man diese Arbeitssituation gestaltet. Und zu dieser Situation gehört eben auch – für die Masse der Arbeitsplätze – dieses Rumgucken, Kontakt aufnehmen, Herumschauen. Indem man die fördert, fördert man auch das Flirten.

Man öffnet sich [...]. Manche [...] Studentinnen, die – in ganz schön beachtlicher Zahl – ein Maskottchen mitbringen oder ein Kuscheltier. Ganz erstaunlich. Kann ich mich an meine Studienzeit überhaupt nicht daran erinnern, dass das so stark war. Heute sehe ich das ganz viel, dass man in dieser anonymen, großen Universität probiert, Privatheit zu produzieren, indem man [...] so ein Maskottchen dahinstellt. Irgendwas ganz Persön-

liches. Aber man breitet auch Bücher aus, um zu zeigen: „Ich arbeite an dieser und dieser Sache.“ Man lässt offen Manuskripte da liegen. [...] das ist eigentlich schon ziemlich privat. [...] Das ist vielleicht auch ein Anknüpfungspunkt, um ins Gespräch zu kommen.

Literatur

- Bennett Bennett, Scott: Righting the Balance. In: Council on Library and Information Resources: Library as Place: Rethinking Roles, Rethinking Space. Washington, D.C. (CLIR) 2005. S. 10–24.
<http://www.clir.org/pubs/reports/pub129/pub129.pdf>
- Borges Borges, Jorge Luis: Fiktionen. Erzählungen 1939–1944. Frankfurt am Main (Fischer) 2003.
- Carlson Carlson, Scott: The Deserted Library. In: The Chronicle of Higher Education 11/2001.
<http://chronicle.com/free/v48/i12/12a03501.htm>
- Demas Demas, Sam: From the Ashes of Alexandria. What's Happening in the College Library? In: Council on Library and Information Resources: Library as Place: Rethinking Roles, Rethinking Space. Washington, D.C. (CLIR) 2005. S. 25–40.
<http://www.clir.org/pubs/reports/pub129/pub129.pdf>
- Dewe Dewe, Michael: The Public Library as a Public Place. In: Ulrich, Paul S.: Die Bibliothek als Öffentlicher Ort und Öffentlicher Raum. Berlin (BibSpider) 2006. S. 110–116.
- DIN FB 13 Deutsches Institut für Normung e.V./Normenausschuss Bibliotheks- und Dokumentationswesen: Bau- und Nutzungsplanung von wissenschaftlichen Bibliotheken. Berlin (Beuth) 2002 (DIN Fachbericht 13).
- Eigenbrodt 2005 Eigenbrodt, Olaf: Bibliotheken als Räume urbaner Öffentlichkeit. Berliner Beispiele. Berlin (Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin) 2005.
<http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h159/h159.pdf>
- Eigenbrodt 2006 Eigenbrodt, Olaf: Living Rooms und Meeting Places – aktuelle Annäherungen an den Raum der Bibliothek. In: Ulrich, Paul S.: Die Bibliothek als Öffentlicher Ort und Öffentlicher Raum. Berlin (BibSpider) 2006. S. 47–61.

- Engelkenmeier Engelkenmeier, Ute: Kurze Einsichten in Sichtweisen. Das Bild der Bibliotheken und Bibliothekare in Film und Fernsehen. In: *Libreas* 2/2006.
http://www.ib.hu-berlin.de/~libreas/libreas_neu/ausgabe5/004eng.htm
- Faulkner-Brown Faulkner-Brown, Harry: Design criteria for large library buildings. In: UNESCO: World Information Report 1997/98. Paris (UNESCO) 1997. S. 257–267.
<http://unesdoc.unesco.org/images/0010/001062/106215e.pdf>
- Freeman Freeman, Geoffrey T.: The Library as Place: Changes in Learning Patterns, Collections, Technology, and Use. In: Council on Library and Information Resources: Library as Place: Rethinking Roles, Rethinking Space. Washington, D.C. (CLIR) 2005. S. 1–9.
<http://www.clir.org/pubs/reports/pub129/pub129.pdf>
- Gayton Gayton, Jeffrey T.: Academic Libraries: “Social” or “Communal”? The Nature and Future of Academic Libraries. In: *The Journal of Academic Librarianship* 34, 1/2008. S. 60–66.
- JISC Joint Information Systems Committee: Designing Spaces for Effective Learning: a guide to 21st century learning space design. London (JISC) 2006.
<http://www.jisc.ac.uk/media/documents/publications/learningspaces.pdf>
- Manguel Manguel, Alberto: *Die Bibliothek bei Nacht*. Frankfurt am Main (Fischer) 2007.
- McDonald McDonald, Andrew: The Top Ten Qualities of Good Library Space. In: Latimer, Karen; Niegaard, Hellen: *IFLA Library Building Guidelines*. München (Saur) 2007. S. 13–29.
- Niegaard Niegaard, Hellen: Reinventing the Physical Library: Libraries in a New Context. In: Latimer, Karen; Niegaard, Hellen: *IFLA Library Building Guidelines*. München (Saur) 2007. S. 30–46.

- Shill/Tonner 2003 Shill, Harold B.; Tonner, Shawn: Creating a Better Place: Physical Improvements in Academic Libraries, 1995–2002. In: *College and Research Libraries* 64, Nr. 6, 2003. S. 431–466.
<http://www.ala.org/ala/acrl/acrlpubs/crljournal/backissues2003b/nov03/shill.pdf>
- Shill/Tonner 2004 Shill, Harold B.; Tonner, Shawn: Does the Building Still Matter? Usage Patterns in New, Expanded, and Renovated Libraries, 1995–2002. In: *College and Research Libraries* 65, Nr. 2, 2004. S. 123–150.
<http://www.ala.org/ala/acrl/acrlpubs/crljournal/crl2004/crlmarch04/shill.pdf>
- Simmonds Simmonds, Patience L.; Andaleeb, Syed Saad: Usage of Academic Libraries: The Role of Service Quality, Resources, and User Characteristics. In: *Library Trends* 49, Nr. 4, 2001.
http://findarticles.com/p/articles/mi_m1387/is_4_49/ai_77811348
- Thio Thio, Laurence: Ein Flirt zwischen Büchern! In: *Stadt-kind. Das Berlin-Magazin*. 3/2008, S. 14–15.

